

JAHRBUCH
DER
STADT LINZ

1 9 5 4



LINZ 1955

Herausgegeben von der Stadt Linz Städtische Sammlungen

INHALT

	Seite
Vorwort	V
Kulturchronik: Zweite Linzer Kulturtagung — Theater — Schrifttumspflege — Konzertleben — Neue Galerie — Kunstscole — Musikschule — Volkshochschule — Mikrobiologische Station — Büchereien — Städtische Sammlungen — Bau- und Kunstdenkmäler — Ausbau des Linzer Schloßberges — Künstlerische Ausgestaltung an städtischen Bauten — Botanischer Garten — Natur- und Landschaftsschutz — Klimauntersuchungsstelle	VII
Eduard Holzmaier (Wien):	
Linz im Spiegel der Numismatik	1
Franz Peffer (Linz):	
Raffelstetten und Tabersheim	33
Friedrich Schobert (Linz):	
Die Linzer Hafner	133
Georg Grüll (Linz):	
Die Linzer Lauten- und Geigenbauer und ihre Privilegien	159
Georg Wacha (Linz):	
Das Linzer Haus des Stiftes Schlägl	179
Othmar Wessely (Wien):	
Anton Bruckner und Linz	201
Alfred Hoffmann (Linz):	
Der Handelsherr Balthasar Angerer	283
Gustav Gugitz (Wien):	
Die Gimpelinsel	311

Alfred M a r k s (Linz):	
Adelige Standeserziehung in Linz 1612 — 1750	337
Rudolf A r d e l t (Linz):	
Die Gründung des Karmelitenklosters	393
Gerhard R i l l (Wien):	
Das Linzer Jesuitenkolleg im Spiegel der Litterae Annuae S. J. 1600—1650	405
Franz W i l f l i n g s e d e r (Linz):	
Geschichte des einstigen Freisitzes Egereck in Linz	453
Hertha A w e c k e r (Linz):	
Die Besitzungen des Stiftes St. Peter in Linz	485
Paul K a r n i t s c h (Linz):	
Ein gallorömischer Umgangstempel in der Linzer Altstadt	503
Otto J u n g m a i r (Linz):	
Wie ich Linzer wurde	537
Karl M. K l i e r (Wien):	
Linz im Liede	553
Helene G r ü n n (Linz):	
Volkskundliches vom Wäschergewerbe um Linz	581

HELENE GRÜNN:

VOLSKUNDLICHES VOM WÄSCHERGEWERBE UM LINZ

Die Großstadt Linz wird heute noch durch kleine Wäschereien mit frischer Wäsche versorgt. Hier konnte sich das Gewerbe nicht nur bis zur Gegenwart erhalten, sondern erreichte auch größere Ausdehnung als in den Vororten anderer Städte, wie beispielsweise in Wien oder Graz. Die natürlichen Voraussetzungen haben diese Entwicklung begünstigt. Die Großindustrie lagert am entgegengesetzten Stadtrand und verunreinigt weder die betreffenden Gewässer noch wurde die räumliche Ausbreitung für das Gewerbe schädlich.

In den kleinen Ansiedlungen nördlich der Donau, entlang der „weichen“ Gewässer, am Fuße der Mühlviertler Bergwelt, ducken sich kleinere und größere Häuser mit ihren für die Wäschereien charakteristischen Nebenbauten, in die Gräben. Sie liegen im politischen Bezirk Urfahr. Beigelegte Karte mag einen Lageüberblick geben. Ungefähr 60 gewerbliche Wäschereien (ihre Zahl schwankt ständig) sind heute in Betrieb, während etwa 80 Wasserrechte zur Ausübung von gewerblichen und Hauswäschereien aufrecht erhalten werden. Die größte Anzahl von Betrieben lagert um den Diesenleitenbach, sodann Höllmühlbach, Katzbach und Haselbach. Auch die kleineren Nebenarme wurden ausgenutzt.

Die Einrichtung von Wäschereien an den Mühlviertler Bächen ist keine Errungenschaft der aufstrebenden Großstadt, wenn auch eine Verfolgung in tiefere, historische Schichten nicht möglich ist. Die meisten Einrichtungen stammen aus dem 19. Jahrhundert. Wie weit die eine oder andere „Waschkuchl“ in ältere Zeit zurückreicht, lässt sich nur schwer feststellen, denn das Wäschereigewerbe war bis 1938 ein freies Gewerbe und ist daher archivalisch nicht zu fassen; Steuern wurden nur schätzungsweise eingehoben. In der Gegenwart sind wieder Bestrebungen im Gange, den früheren Zustand wiederher-

zustellen und die Betriebe zu besteuern, wie dies in der Landwirtschaft gehandhabt wird.

Gegenwärtig besteht ein loser Zunftverband, Lehrzeit und die entsprechenden Prüfungen. Hier wird jedoch vielmehr an überliefernten Gewohnheiten und Arbeitsmethoden festgehalten. Diese stammen einerseits direkt aus den Erfahrungen der bäuerlichen Haushalte, wie andererseits aus der Behandlung der Wäsche durch die Methode des Leinenbleichens, die ja hier im Mühlviertel, dem Lande der Leinenweber, als allgemein und altbekannt vorauszusetzen ist¹⁾.

Im 19. Jahrhundert werden in Linz 61 Wäscher gezählt. An einschlägigen Handwerksbetrieben werden zur gleichen Zeit 105 Seifensieder und 26 Stärkemacher gemeldet. Diese letzteren, nun völlig verschwunden, spielten im 19. Jahrhundert eine größere, modebedingte Rolle. Sie alle entstammten alten Handwerkstraditionen und hielten an diesen in ihren Bräuchen, Sitten und Arbeitsverfahren fest²⁾. Die Gegenwart mit ihrer zwingenden Technisierung, die gerade nach dem letzten Krieg bis ins entlegenste Dorf spürbar wird, schafft hier endgültigen Wandel. Im Wäschergewerbe vollzieht sich dieser von der alten Handarbeit über die mechanische Reinigung mit Maschinen bis zum Schnellreinigungsverfahren der großen Städte. Nun ist ja schon auf kleinstem Raum im Rahmen eines Geschäftslokales die Abfolge des gesamten Arbeitsverfahrens möglich, das bisher den Einsatz und die Arbeitskraft mehrerer Menschen, Räume und viel mehr Zeit erforderte.

In ihrer Erscheinung sind die Wäschereien Handwerksbetriebe biedermeierlicher Prägung, zum Teil allerdings schon stark technisiert. Die allgemeine Wertschätzung dieser von ihnen fortgeförderten Arbeitsmethoden sichert den Betrieben, entgegen der sich anbahnen den Amerikanisierung, auch weiterhin ihr Fortbestehen. Die vielen wasserreichen Bäche des Mühlviertels wurden geradezu zu den idealen Bedingungen für Waschanstalten. Ihr Wasser ist von Kalk und sonstigen Beimengungen völlig frei und so dem Wasser der, oberen Mühl im Oberen Mühlviertel ähnlich, das wieder zur idealen Voraussetzung für die Bleiche der Leinenweber geworden ist³⁾.

Nach altem, im Volk noch lebendigem Glauben sind Quellen, Bäche und Flüsse, die, wie das tägliche Leben lehrt, Mittler zur Reinigung sind, mit übernatürlichen Gaben ausgestattet. Hier meinte man in alter Zeit, sei auch der Sitz alles Lebens; aus dem Wasser kommen ja die Kinder, und viele Vorstellungen lassen auch die Toten dahin

zurückkehren. Man denke etwa an das Aufstellen der Totenbretter am Bachufer. Überirdische Wesen, Nixen, Wassermänner haben der Sage nach ihre Paläste und Wohnungen im nassen Bereich. Der realen Reinigungskraft des Wassers steht also die glaubensmäßige, magische und mythische Welt gegenüber. In christlicher Zeit erfahren viele Quellen und Brunnen im Lande ausgedehnte kultische Verehrung. Da an bestimmten Tagen diese Kraft eine größere zu sein scheint, folgten daraus feste Wallfahrtstermine und Wasserbräuche. Wasserriten und heilsame Wassergüsse sind über ganz Europa verbreitet⁴⁾. Doch sind nur wenige von diesen Glaubenszügen bei den Wäschern überliefert. Für sie muß das Wasser immer dieselbe Kraft haben, sie können sich weder um Termine, noch Wasserzeichen und Mondphasen kümmern. Ursprünglich waren die Bäche wohl öffentliche Gewässer, deren Gebrauch nicht an besondere Vorrechte gebunden war. Erst die in Rohren, Kanälen etc. abgeleiteten Wasser waren Privatgewässer. Bis zum vorigen Jahrhundert regelte diese Fragen der hergebrauchte Brauch. Seither entscheiden Wasserbehörden darüber, ob ein Wasser ein öffentliches oder ein Privatgewässer ist. Um diese Zeit hören wir erstmals, soviel ich sehe kann, von Wäschereien und den dazu nötigen Wasserrechten. Ende des 19. Jahrhunderts, um 1890, wurde das Landeswassergesetz eingeführt. Dazu waren genaue Erhebungen nötig, die der k. und k. Bauadjunkt Jesuvić von Linz aus anlegte. Er hat dazu alle ausgeübten Wasserrechte der Bevölkerung am Diesenleithenbach, Höllmühlbach, Haselgrabenbach, Pulvermühlbach, Purbachmühlbach und Katzbach systematisch aufgenommen und festgehalten⁵⁾. Alle Rechte werden im „Wasserbuch“ verzeichnet und liegen bei den zuständigen Bauämtern (Verwaltungsstellen) auf. Die Wasserbuchbehörde ist der Landeshauptmann, er ist sozusagen „Wasserbuchführer“. Was über den Gemeingebrauch hinausgeht, bedarf einer Bewilligung der Wasserrechtsbehörde⁶⁾. Aus diesem Grund sind alle Wäschereien zur Zeit der Wasserrechtsaufnahme im Wasserbuch verzeichnet. Da die Eintragungen nach den ersten Erhebungen gemacht wurden, erfahren wir nichts über das Alter der Einrichtungen. Die Bevölkerung hält heute wie ehedem an ihren Wasserrechten fest. Ein Wasserrechtsbesitzer, der im Augenblick sein Recht nicht ausübt, gibt dasselbe nicht auf, er hütet es als zum Besitz gehöriges Gut.

Da der normale Wasserlauf für die vielen Betriebe nicht ausreichte, mußte das Wasser gestaut werden. Man errichtete zu diesem

Zwecke einfache Wehren quer über den Bach, die fast jeder nach seinem Gutdünken bauen konnte⁷). Diese blieben zumeist über zwei Tage der Woche gesteckt, sodann wurden sie wieder gezogen. Für den allgemeinen Hausgebrauch (Wiesenbewässerung usw.) ist die Bewässerungszeit von Georgi bis Michaeli von Samstag auf Sonntag üblich gewesen. Sodann sind die Wehren zu schließen, der Schlauch ist bei der Wehre wieder zuzustecken⁸). Je nachdem konnten hier örtliche Veränderungen in nachbarlichem Übereinkommen getroffen werden. Die Sorge darum war aber von altersher festgelegt. So heißt es 1594 „... soll das wasser werth item weg und steg bei gueten wierden gehalten... werden“⁹).

Die ältesten Wäschereianlagen, die man sich nur als Erweiterung der allgemein üblichen bäuerlichen Einrichtungen denken darf, verfügten über eine primitive Wehr. Diese war zumeist eine im Bachbett eingelegte hölzerne Grundschwelle von 2,5 m Länge. Durch ein etwa 15 cm breites und 2,25 m langes Bachbrett wurde das Aufstauen des Wassers ermöglicht. Die Uferwände bestanden aus Trockenmauerwerk¹⁰). Beigeschlossene Aufstellung über die wasserberechtigten gewerblichen Wäschereien in Linz-Urfahr, laut Wasserbuch Linz, führt diese Wehren an¹¹). Als „Waschschwelle“¹²), „Waschbank“¹³) und „Waschhütte“¹⁴) werden die ersten Wäschereianlagen bezeichnet. Die „Waschanlage“ führt schließlich zur „Wäscherei“, und allmählich wird nun auch „gewerbliche Wäscherei“ oder „Wäschereibetrieb“ in den Eintragungen zur deutlichen Kennzeichnung hinzugefügt. Die Aufstellung bringt alle Wasserrechtsbesitzer, die früher oder später eine Wäscherei ausübten und jedenfalls das Recht hiezu besitzen. Da nicht alle Wäschereibesitzer auch zugleich Hauseigentümer sind, sondern Pächter auf einem Besitz, an den das Wasserrecht gebunden ist, sein können, kommt es zu unklaren Namen, so daß einmal der Pächter, das andere Mal der Besitzer angeführt wird. An einem Haus können aber auch mehrere Wasserrechtsansprüche eingetragen sein und erhalten werden.

Die Flurnamen zeigen keine Beziehung zu Wäschern, Wäschereien, Trockenplätzen, also zum Gewerbe. Da die Flurnamen auf alten Gebrauch zurückgehen, im Rechtsleben tradiert werden und sich so im ursprünglichen Verwendungszustand befinden, ist das Fehlen mit ein Beweis, daß die Einrichtung von Wäschereien jüngeren Datums ist.

Der Spaziergänger, der die Umgebung von Gründberg, Haselgraben, St. Magdalena, Jäger im Tal und Katzbach von Urfahr

bequem mit einem Autobus erreicht und die sanft hügelige Mühlviertler Landschaft zur Erholung aufsucht (einst war hier blühendes Weinbaugebiet)¹⁵), kann schon äußerlich die zahlreichen Wäschereien von den übrigen Häusern erkennen, obwohl sie sich vom herkömmlichen, landschaftsgebundenen Baustil nicht unterscheiden. Jede Wäscherei benötigt einen „Aufhängplatz“ und für schlechte Witterung einen „Trockenboden“. Die „Hängstatt“ ist eine große Grünfläche mit vielen Stangen, die in einem Abstand von $1\frac{1}{2}$ bis 2 m in Reihen in den Boden gerammt sind. Auf diesen sogenannten „Leinlstecken“ hängen jahraus, jahrein die Wäschestricke, einfach um das Stockende geschlungen, und die Wäsche. Diese wird bei gutem Wetter im Freien aufgehängt. Nur wenn der Trockenprozeß durch schlechte Witterung die Woche über aufgehalten ist, flattert auch am Sonntag die Wäsche in der Aufhängstatt. Dieser Platz ist sofort kennzeichnend für den Wäschereibetrieb. Der „Trickaboden“, auch „Luftboden“ genannt, ist ein Holzbau, dessen Wände aus Holzlatten meist so gefügt sind, daß zwischen den Latten gleichgroße Zwischenräume entstehen, die von allen Seiten Luft durchziehen lassen. Oft sind es Zubauten zum Wohnhaus, das auch jetzt die Arbeitsräume birgt, die sich zumeist da befinden, wo im Bauernhaus die Speicherräume untergebracht sind. Eine verwandte Bauweise bevorzugen Bleicher, Färber und Gerber. Häufig werden sie aus praktischen Erwägungen etwas erhöht errichtet und sind durch Stiegen und Stufen erreichbar. Die zweite Möglichkeit der Unterbringung des Trockenbodens ist der Ausbau des Dachgeschosses, das über den Arbeitsräumen der Wäscherei, über dem Waschhaustrakt liegt.

Das älteste sichtbare Wahrzeichen der Wäschereien ist nun schon im Schwinden begriffen, da moderne Einrichtungen seinen Gebrauch unnötig machen. Das sind die alten „Bachhäuser“. Ein schützendes Dach, zumeist auf vier Holzwänden ruhend, mit der spärlichen Einrichtung eines Stegladens und einer Blederbank waren namentlich in älterer Zeit der Platz zum Schwemmen und Bledern. Diese Bachhäuser erbaute man immer über fließendem Wasser (Abb. 2). Ein Beispiel für die Weiterentwicklung einer solchen Bachhütte zum Wäschereibetrieb mag die Wäscherei Eder abgeben. Ursprünglich stand an der Stelle nur eine einfache Bachhütte, die der heutige Besitzer, Herr Eder, von seiner Schwiegermutter käuflich erwarb und früher Eigentum des Ehepaars Wokatsch war. Im Laufe der Zeit konnte er diese nun immer wieder erweitern. Aus der kleinen,

gemauerten Waschküche, die daran anschließt, wurde eine neuzeitlich mit Maschinen ausgestattete Arbeitsstätte, während im Holzbau mitten durch der Bach rinnt, also auf diese Weise Alt- und Neueinrichtung nebeneinander bestehen blieb¹⁶) (Abb. 9).

Die gewerblichen Wäschereien der Umgebung von Linz finden in ihrer gehäuften Anzahl und gerade in dieser Verquickung von altüberliefelter Tradition und moderner Mechanisierung nicht viele Vergleichsmöglichkeiten in anderen Städten. Am ehesten mag ein Vergleich mit den Einrichtungen der Wiener gewerblichen Wäschereien des 19. Jahrhunderts gestattet sein, die ja durch die Verbauung der sich ausbreitenden Großstadt fallen mußten.

Diese Wiener Wäschereien wurden auch „Wäscherburgen“ genannt. Sie werden als ebenerdige, langgestreckte Häuser mit riesigen Höfen geschildert. Vor den Höfen lagen weitgedehnte Rasenplätze mit Stangen und Pflöcken zum Wäscheaufhängen. Das Bild „In der Wäscherburg“ mag zur Illustration dienen¹⁷). In den Rasenflächen stehen hohe Butten und Schaffeln, Frauen mit aufgekrempelten Ärmeln und weißen Schürzen hantieren mit Körben am Wäscheplatz, während andere vor dem Haus im Hof Wäsche waschen. In Wien lagen die Wäschereien um den Wienfluß. Die Wäscher hatten ihre Häuser am Himmelpfortgrund und Thury. Allmählich, mit dem Ausbruch der Cholera, verlagerte sich der Schwerpunkt ganz nach Meidling. Von einem Wäscher, als Gewerbemann 1853 in Sechshaus angeführt, wird berichtet, er habe zu Hause gewaschen und habe dann im Wienfluß die Wäsche geschwemmt, sie am Ufer gebleicht und auch getrocknet¹⁸). Die Wiener Wäscher wohnten durchwegs in eigenen Häusern, weil die Arbeit viel Lärm mit sich brachte, außerdem ein Hausherr das viele Wasserschöpfen am Brunnen, wie die große Dunstentwicklung, die ja das Mauerwerk schädigt, wohl kaum geduldet hatte. In Wien ist somit eine ähnliche Unterbringung der Arbeitsstätten am Rande der Großstadt, am Fluß gelegen, gegeben. Auch hier sind große Grünanlagen mit einer ständigen Aufhängstatt darum gelagert.

Die Bachhäuser der Linzer Vororte finden oft bis zur Gegenwart ihre genaue Entsprechung in den Schwemmhütten des Salzkammergutes. Jakob Alt vermittelt uns in einigen Lithographien genaue Abbilder aus dem 19. Jahrhundert: „Der Wolfgang See“ (vorzügliche Ansicht des Salzkammergutes und dessen Umgebungen in Oberösterreich) nach der Natur gezeichnet und Lithographie No 16 und die

Lithographie No 31 vom Schloß Kammer am Attersee aus derselben Ansichtenreihe. Diese Hütten bestehen aus einem Flugdach, das auf vier Pfosten ruht, und einigen Bänken zum Aufstellen der Butten und Körbe, sowie zum Ausschlagen der Wäsche.

In der Schweiz findet sich eine Übereinstimmung mit dem alten Waschverfahren, dem Überbrühen der Wäsche mit heißer Lauge. Die Waschhäuser heißen „Sechthüsli“ oder „Wöschhüsli“. Diese sind nicht mehr nur Schwemmhütten, sondern richtige Waschküchen, die am Dorfbach errichtet wurden. Im 18. Jahrhundert waren es schon kleine, gemauerte und mit Ziegel gedeckte eintürige Häuschen. Die Innen-einrichtung entspricht der Waschkücheneinrichtung unserer um Linz gelegenen alten Waschanlagen. Die Schweizer Sechthüsli stehen nicht nur zum Gebrauch eines Bauernhofes da, sondern werden für eine größere Gemeinschaft erbaut. Nur in ganz seltenen Fällen (wie zum Beispiel Grundbesitzer und Mühlen) sind sie Eigentum eines Besitzers, sondern wurden von mehreren Familien der gleichen Nachbarschaft gemeinsam benutzt¹⁹). Vielfach schließen sich diese kleinen Bauwerke am fließenden Wasser dem hergebrachten landschaftlichen Bauen an. Das Wöschhüsli im Grindelwald hat beispielsweise einen Stein-Unterbau und den Oberbau aus Holz in Blockbautechnik gefügt²⁰).

Die Aneinanderreihung der Schweizer Waschhäuser zu den ober-österreichischen Bauten scheint darum gerechtfertigt, weil es sich hier wie dort um kleine, selbständige Bauten am fließenden Wasser handelt, die in ihrer Verwendung über den Bedarf einer Familie hinausgehen. Die Gegenüberstellung von Örtlichkeiten zur Wäsche-reinigung im bäuerlichen Haus wird darum schwierig, weil die meisten Beschreibungen von Bauernhäusern weder auf die Örtlichkeit und nur gelegentlich auf das Gerät zum Reinigen der Wäsche eingehen. Allgemein läßt sich sagen, daß in den österreichischen Alpen-ländern, in Altbayern, Schweiz, Baden, im Elsaß, in der Rheinpfalz, in Skandinavien und in Teilen Rußlands eigene Bauwerke hiefür fehlen. Vielfach wird die „alte Badstube“ in der Folgezeit schon zum Backen, Dörren, Brecheln des Flachs und auch zum Waschen ver-wendet. Für diese Zwecke scheint sie auch beibehalten worden sein, als sie heizbar und zur Wohnung wurde²¹). Bei wohlhabenden Familien Rußlands wird in diesem Zusammenhang auch ein Kessel erwähnt, der auch an den Ofen angeschlossen wurde²²).

Im Gebirge sind die Waschvorrichtungen und Holzgefäße um den fortwährend plätschernden Brunnen, der sowohl in der Küche als

auch im Vorraum errichtet sein kann, gelagert²³). Das Salzburger Rauchhaus des Flachgaues, das Küche und Vorraum in einem Raum vereinigt, hat auch eine einzige Gruppe von Heizanlagen. Der offene Küchenherd mit dem „Sechtel“-Herd bildet hier ein einziges Herdplanum, an den sich auch noch der Stubenofen und der Backofen anschließen²⁴).

Weder Waschküchen noch Bachhütten findet man beispielsweise in Teilen Polens, Rumäniens und Jugoslawiens. Dort wird an fließenden Bächen, Tümpeln und Teichen die Wäsche durch mechanische Bearbeitung gereinigt²⁵). Auf primitiven Brettern (entsprechend dem Stegladen in der Bachhütte) kniend, verrichten die Frauen diese Arbeiten. Ebenso wird aus der Venezianischen Tiefebene von einem „Waschbrett“ (lavadore) berichtet, das derart auf der Uferböschung der Flüsse oder Kanäle gelegt wird, daß sein vorderer Teil ins Wasser reicht, während man am rückwärtigen Brett kniet. Auf dem vorderen, schiefen Brett wird die Wäsche gewaschen. Hier handelt es sich tatsächlich um die Reinigung, denn an dieser Stelle ist auch die einfache Seifenschale angebracht²⁶). In Dörfern mit Quellen werden auch separate Waschtröge errichtet, die sowohl zum Reinigen als auch Ausschlagen der restlich zurückgebliebenen Seife und Lauge- teilchen in Verwendung stehen mögen.

DER ARBEITSABLAUF

Der Arbeitsvorgang des Wäschereinigens ist ein komplizierter. Die Wäschereien um Linz bedienen sich noch teilweise der alten Methoden; manche unter ihnen stellen sich bereits auf größtenteils mechanischen Betrieb um. Die Anschaffung von Maschinen konnte die einzelnen Arbeitsphasen verringern und den Einsatz von Menschenkraft dezimieren. Durchschnittlich wird aber doch ein Wäschestück 15- bis 16mal in die Hand genommen, bis es wieder zur Kunde zurückkommt. Auch die mechanischen Waschanstalten nennen eine noch höhere Vergleichszahl, nämlich 24mal in die Hand nehmen, wobei allerdings die Verrichtung ohne Arbeitsanwendung gemeint ist (Bedienung der Maschine, Verpackung, Aussendung etc.)²⁷).

Der Arbeitsablauf verläuft immer in gleicher Weise: Die Schmutzwäsche wird zunächst abgeholt, sodann ausgeklaubt, gemerkt, eingeweicht, am Tag darauf gewaschen, aufgehängt und abgenommen.

Am zweiten Tag, bei günstigem Wetter, zusammengelegt und in Roll- und Bügelwäsche sortiert, hernach eingespritzt, gerollt oder gebügelt, nur selten auch gestärkt, sodann Samstag oder Montag geliefert. Die einzelnen Wäschereien halten auch heute noch an bestimmten Terminen fest. Vielfach (im Sommer) wird die Wäsche am Samstag geliefert und die schmutzige abgeholt. Früher war Montag der allgemeine Liefertag.

In die Wäscherei gekommen, muß die schmutzige Wäsche zuerst sortiert werden, und zwar einmal die weiße von der bunten Wäsche getrennt und dann nach dem Grad der Verschmutzung weiter sortiert werden. Die Arbeit wird gern im Freien sitzend verrichtet, die Wäsche in zirka vier Häufeln weiße und drei von der färbigen aufgeteilt. Auch im Sprachgebrauch werden sie unterschieden, u. zw. in „Feine“ und „Grobe“, das sind z. B. die „Kuchelgeschirrfetzen“, in „Schmierige“, bestehend aus Strümpfen, Küchenschürzen u. a. m., und „Malige“, das sind fleckige, blutige Stücke²⁸). In Wien nannte man die arg verschmutzte Wäschesorte, zu der hauptsächlich Socken und Taschentücher gehörten, das „Gschlamp“²⁹).

Heute bleibt nur mehr selten die Wäschegattung auch der Kundenschaft nach beisammen, früher legte man bei kleineren Betrieben zu „Loadeln“ zusammen³⁰). Dabei nahm man Handtücher, Geschirrtücher oder Taschentücher alle mit einem Zipf zusammen und band sie mit einem anderen fest. Dieses Loadl blieb auch während des Waschprozesses, bis zum Aufhängen, immer vereint, hernach wurde ein sogenanntes „Moar g'speilt“. Beim ersten und letzten Stück einer solchen Partie Wäsche verwendete man ein bestimmtes Zeichen, etwa zwei Speil nebeneinander etc. Diese einfache Art des Merkens wird nur noch selten, eventuell bei Taschentüchern, angewendet. Durch die sicherere Markierung mit Merkgarn kam die Arbeitsweise ab.

Nun wird die neu hinzukommende Wäsche in der Wäscherei sofort mit einem „Moar“, „Merk“ versehen. Am häufigsten geschieht das mit einfärbig buntem Garn. Großbetriebe mit dementsprechenden Kundenstock verwenden zweifärbiges „Mirkgarn“. Mit diesem werden „g'wisse Zeichen“ in die Wäschestücke eingenäht, etwa zwei Striche, ein Kreuz, ein Malzeichen etc. Um die Jahrhundertwende kam das Merken mit „Merk- oder Markiertinte“ auf. Die schwarze Schrift erreichte man mit einer Flüssigkeit, die aus Kohlenstoff hergestellt wurde. Daneben war auch Silbermerktinte, die man aus

Silbersalz gewann, in Verwendung. Je nach der gewünschten Farbe konnte auch Indigo und Kienruß als Ausgangsprodukt zur Zeichentintenherstellung verwendet werden³¹⁾). Vielfach wird der Wäscherei diese Arbeit auch erspart, indem die Kunde selbst ihre Wäsche kennzeichnet.

Jetzt kann die Wäsche eingeweicht werden. Dies geschieht in der Weise, daß die sortierte Wäsche über Nacht in Lauge gelegt wird. In einem großen „Botting“ werden schmutzige Stücke zum Boden gelegt, während die reineren oben bleiben. In manchen Betrieben ist es auch üblich, die reinere Wäsche nur in sauberer Wasser zu legen. Als Lauge dient die von der Vorwoche stehen gebliebene Waschlösung, im Volksmund einfach auch Lauge genannt. Zu diesem Arbeitsprozeß nahm man früher Aschenlauge, die man plutzweise stehen hatte. Hergestellt wurde sie im Haushalt durch Überbrühen von Holzasche. Die beste Lauge ergab Asche von Buchenholz. In Ungarn bereitet man aus Akazienholzasche Lauge und hält sie für die beste, da sie die Eigenschaft besitzt, die Wäsche zu bleichen. Mangelt es an dieser, werden auch Bohnenkraut, Rebenholz, Sonnenblumenstengel und Tabakstengel abgebrannt. Auch die Asche von Stroh ergibt Lauge. Maulbeer-, Eiche- und Buchenlauge machen die Wäsche rötlich³²⁾). Auch die Wäschereien Wiens verwendeten Aschenlauge, die ja überhaupt das alte Einweichmittel ist. Die Wirkung beruht auf dem in der Asche befindlichen Gehalt an Kali (Pottasche)³²⁾. Ebenso bedeutend ist ihr Nutzen für die Bleichereien.

Heute ist das gebräuchlichste Einweichmittel Soda. Man unterscheidet zwei Arten von Soda, calcinierte, d. h. wasserfreie Soda, und kristallisierte (billige) Soda. Das Rohprodukt zur Herstellung von Soda ist Kochsalz. Ihre Vorteile liegen in der fett- und schweißlösenden Eigenschaft³³⁾.

Bis in die 80er Jahre des 19. Jahrhunderts wurden im Lungau in Salzburg nach alter einheimischer Waschmethode statt alkalischer Mittel, wie Soda, Seife, Waschpulver und Lauge, Urin verwendet. Dieser wurde in eigenen Gefäßen, in „Weikfrenten“ gesammelt und stehen gelassen. Nach mehrtätigem Stehen entsteht ein Fäulnisprodukt, das Ammoniak frei werden läßt. Nach dem Auskochen damit wird die Wäsche in reinem Wasser geschwemmt³⁴⁾). Die Verwendung von Urin bei der Lodenerzeugung ist aus Ägypten, Griechenland, Rom seit dem Altertum bekannt und fand in der primitiveren Form der Walke in der Steiermark bis in die Neuzeit seine Verwendung³⁵⁾.

In der Tuchfabrikation wird Urin auch zum Waschen der sogenannten Schweißwolle und für Tuch bis zum Ende des 19. Jahrhunderts aus Jägerndorf in Österreichisch-Schlesien und Mähren bezeugt³⁶). Nach dem Einweichen beginnt das eigentliche Waschen. Das Wort hieß althochdeutsch: uaasgan, uuascan, wuosj, giusgan und mittelhochdeutsch: waschen, wuosch, gewaschen³⁷).

Auch hier unterscheiden sich die Arbeiten und Bezeichnungen nach der Verschmutzung. In alter Zeit geht der Reinigung durch Reiben und Klopfen eine Behandlung der eingeweichten Wäsche mit warmer bis siedender Laugenübergießung voraus. Diese läßt man sodann wieder absitzen, um den Vorgang, der hier Sechteln oder Sechtnen heißt, zu wiederholen. Diese Arbeit bildete einen Hauptfaktor im Reinigungsprozeß, der von den Wäschereien um Linz bis zur jüngsten Vergangenheit in Anwendung stand. Die Einrichtung der Wäschereien war der Arbeitsweise angepaßt. Neben dem Kessel stand der „große Boding“, auf einem darunter stehenden „Untersetzboding“, der auch über eine Grube gestellt werden konnte. Die Boding, andernorts Bottig, Bottich, hieß althochdeutsch: potacha, mittelhochdeutsch: boteche³⁸). Dieses aus Dauben gefertigte Holzgefäß besitzt einen „Zapfen“³⁹), der in einem separaten, von Holzbrettchen ausgesparten Raum in einem Loch fest-sitzt und so lange ist, daß er über den Rand des Bottichs hinausragt. Bei Schwertberg im Mühlviertel wird dieses Gefäß „Steckenschaffel“ genannt⁴⁰).

Der Arbeitsvorgang des Sechtelns besteht nun darin, daß die im nebenstehenden Kessel erhitzte Lauge über die in den Bottich eingebrachte Wäsche mit einem Schöpfgerät darüber geleert wird. Die Intensität der Behandlung richtet sich nach der Wäschemenge und der benötigten Lauge. Es wurde 15- bis 20-, oft auch 25mal der Vorgang des Sechtelns wiederholt. Am Boden des Schaffes sammelt sich die abrinnende, nun mit Schmutz gesättigte Lauge, die durch Ausziehen des Zapfens in die darunter befindliche „Untersetzboding“ oder in die Grube abfloß. Die Lauge, die man abermals verwenden konnte, wurde sodann wieder dem Kessel zugefügt, erwärmt und der Vorgang wiederholt. Diese Arbeit war äußerst anstrengend und wurde in der Regel von Männern besorgt. Sie nahm auch die längste Zeit in Anspruch, so daß das „Absechteln“, wie es hier genannt wird, in zwei Gruppen besorgt wurde, die sich ablösten. Die eine Gruppe Burschen und Mädchen (Sechteln und Rübeln) arbeiteten

bis 12 Uhr nachts, während die andere Gruppe bis 5 Uhr früh durcharbeitete.

Über die Zahl der Laugegüsse gibt es sehr unterschiedliche Angaben. Während in der Bauernwäsche im Mühlviertel wie im Ennstal nur ein- bis zweimal gesechtelt wird, hat man beispielsweise in Ernstshofen bei St. Valentin vier- bis fünfmal „gesedelt“⁴¹⁾. Dieselbe Methode des Einweichens und Überbrühens mit Aschelauge findet sich bis heute noch im Lechtal⁴³⁾. Bis vor 70 Jahren konnte man dieses Verfahren in der Schweiz noch allgemein antreffen. Dort heißt es „seechte“. Das schweizerische Verbum sechten kommt schon bei Pictorius im Jahre 378 vor⁴⁴⁾. Dort dauerte das Aufschütten, Abzapfen und Kochen einen ganzen Tag. Man begann mit warmer Lauge bis zum Überbrühen mit siedender Lauge⁴⁵⁾. In ähnlicher Weise wird auch bei den Siebenbürger Sachsen, und in Ungarn⁴⁶⁾, die Wäsche gereinigt⁴⁷⁾. Das Sechtern ist übrigens eine Arbeitsweise, die in derselben Abfolge mit gleichem Gerät auch die Weber zum Bleichen der Leinwand anwendeten⁴⁸⁾.

Die gesechtelte Wäsche wurde nun in den Wäschereien von den Mädchen und Frauen durch Reiben, Klopfen und Bürsten gereinigt. Gerade in den auf Handbetrieb eingestellten Unternehmungen kam dieser Tätigkeit besondere Bedeutung zu. Die weiße, reinere Wäsche wurde mit der Hand gerieben, „scheen a'grübelt“. Dies geschah auf der „Rübbank“ bisweilen in der „Rüblhütt'n“ über dem Bach. Neben der Verrichtung des Sechelns durch die Männer führten die Mädchen diese Tätigkeit aus und ließen sodann die Wäsche bis zum Morgen in der Laugelösung liegen. Verschmutztere Stellen, wie die „Birseln“ — das sind die Hand- und Kragenbesätze der Männer- und Frauenhemden — werden mit einer Waschbürste „a'gschert“, auch „a'bürstelt“ genannt (Abb. 3).

Ganz arg verschmutzte Wäsche aber wird „aufibroat“. Handtücher, Geschirrtücher, auch Socken und Strümpfe werden dabei auf einen Stock so aufeinander gelegt, daß man vom obersten Stück herunterbürstet, so daß auf diese Weise sowohl die Seifen- wie auch die mechanische Wirkung vom ersten Stück auf die darunter liegenden eindringen kann, ehe diese selbst behandelt werden. Das „Aufibroate“ wurde und wird vielfach auch heute noch mit einem Brettchen an einem Stiel, dem „Blederer“ oder der „Bledern“, ausgeschlagen. Dieses Holz zum Ausschlagen der Wäsche ist ein altüberliefertes Gerät. Es führt landschaftsweise verschiedene Bezeich-

nungen: Bleu, Bleuel, Bloi, Bloiel, Bluiel, althochdeutsch: pliuwil, mittelhochdeutsch: bliuwil⁴⁹).

Die Tätigkeit nannte man „Abbledern“ oder „A'schlag'n“. Die über die Nacht in Lauge stehen gebliebene Wäsche wurde am zeitlichen Morgen mit der „Bledern“ behandelt, vor allem große Stücke, wie Bett- und Tischwäsche. Auf der Blederbank, die etwas breiter gebaut war als die übrigen Arbeitstische, stellten sich die Wäschermädel einander gegenüber an den Bankenden auf und schlugen nun im Takt auf die Wäsche ein. Da mehrere Mädchen zur gleichen Zeit tätig waren, verlief die Arbeit äußerst lärmend. Bei der Dichte der hier siedelnden Wäscher konnte man das Schlagen weithin schallen hören. Es entstand unter den Mägden und Knechten ein Wetteifer, den Nachbarn zu übertrumpfen. Klopfe man als erster seine Wäsche aus, zeigte man somit den anderen Betrieben, daß man erstens früher aufgestanden sei, daher das Attribut „fleißig“ in Anspruch nehmen dürfe, die Sache auch genauer nehme und überdies, wohl deshalb, mehr Wäsche, das heißt mehr Kundschaften habe. Diese Arbeit gab Anlaß zu Scherz und Spott und findet den Niederschlag der erotischen Grundgedanken in Darstellungen und Schnitzereien über das Thema auf dem dazugehörigen Gerät, dem Wäschbläuel.

Das Klopfen der Wäsche wird aber nicht nur mit Zuhilfenahme eines Gerätes, sondern oft auch mit einem Zipfel des zu waschenden Wäschestückes getätigert. Im Ennstal, in Stainach und Aigen, beispielsweise wird ein Wäschestück mit der linken Hand ergriffen und an die Innenwand des Schaffes gelegt, so daß zwischen Hand und Lauge noch mindestens 30 cm Abstand ist. Dann nimmt die rechte Hand den herunterhängenden Teil des Wäschestückes, taucht ihn in die Lauge und schlägt ihn gegen die Wand. Dadurch wird die Lauge durch die Wäsche gepreßt und der Schmutz herausgeschlagen, ohne dabei das Gewebe besonders zu bearbeiten. Jedes Stück wird mehrmals in die Lauge getaucht und dann drei- bis viermal geschlagen⁵⁰.

Im Lechtal in Tirol nimmt die Bäuerin einen Zipfel der aufgebreiteten Wäsche und schlägt mit diesem auf diese fest ein⁵¹). Ebenso wird die Wäsche in Kärnten (Friesach) bearbeitet. Der Vorgang heißt dort „kleschen“. Ein Leintuch wird beispielsweise so gereinigt, daß zwei Frauen, dieses fest mit Lauge getränkt, auf die Bank schlagen, an deren beiden Enden sie stehen. Das Leintuch halten sie mit beiden Händen fest⁵²).

Aus der Schweiz wird über die mechanische Reinigung nach dem Sechtern berichtet, daß in großen Bauernhäusern sechs bis sieben Wäscherinnen die Wäsche um die Stande herum stehend wuschen, „alles von der Hand“ mit Zuhilfenahme von Seife⁵³). In diesem Falle ist wohl mit einem Reiben und Klopfen zu rechnen.

An Stelle des Sechterns ist in den Stadthaushalten und auch am Lande das Kochen der Wäsche getreten. Aus sanitären Gründen wurde es viel propagiert. Es verschiebt sich nun die Tätigkeit sohin, daß die Wäsche zuerst gebürstet und gerieben und dann in Laugelösung in einem Kessel ausgekocht wird. In Wien, Niederösterreich und auch in den Städten Oberösterreichs wird heutzutage die Wäsche am Vortag eingeweicht, am Morgen aus der Laugelösung genommen, in heißer Laugelösung „geschledert“, das heißt hin- und hergeschwenkt, sodann auf einer Rumpel oder Waschriffel „gerumpelt“⁵⁴) und im Waschtrog gebürstet, und zwar rechts- und linksseitig. Erst dann kommt die Wäsche in den mit heißem Wasser gefüllten Waschkessel und wird ausgekocht, je nach Belieben mit oder ohne Zusatz von Seife und Soda.

Die moderne Arbeitsweise der Wäschereien hat sich durch die Benützung von Maschinen heute auch geändert (Abb. 5). Vorerst wird die Wäsche eingeweicht. Dazu nimmt der Wäscher Lauge, die er vom letzten Waschtag zurückbehalten hat. Dann wird die Wäsche vorgewaschen, das heißt, sie kommt in die Maschine und wird ungefähr zehn Minuten lang durchgewaschen, „kalt g'waschen“. Dieses Wasser wird sodann abgelassen. Neue Lauge aus frischem Wasser mit Zusatz von fein geschnittener Seife, Wasserglas und Waschpulver ergibt den „Sud“, in dem die Wäsche, je nach dem Grad der Verschmutzung, eine halbe bis dreiviertel Stunde bearbeitet wird. Bei dieser Hauptwäsche wird das Wasser in großen Waschmaschinen durch Dampf erhitzt zu bestimmten Graden; Leinen wird bei 100 Grad Celsius ausgekocht, während bei Wolle und sonstigen temperaturempfindlichen Geweben entsprechend niedrigere Temperaturen eingestellt werden⁵⁵). Die gewaschene Wäsche wird nun entweder zum Bach getragen oder wie früher allgemein von den vom Bach entfernt wohnenden Wäschern üblich, per Radlbock zum Ufer gebracht und dort geschwemmt. Im Volksmund heißt diese Tätigkeit „Schwoabn“ und auch „Bå'waschen (Abb. 4). Dort, wo auch für das Wäscheschwemmen schon Maschinen eingestellt wurden, wird das Bachwasser mit einer Pumpvorrichtung in Zementbottiche geleitet. In

diese ist ein Rohr eingebaut, das bei einer bestimmten Wasserhöhe dafür sorgt, daß gleichmäßig das frische Schwemmwasser herzufließt und das seifige abrinnt. In der Mitte ist ein Rad mit Holzschaufeln angebracht, das die Wäsche herumwirft und dadurch den Hand- und Armbewegungen des Schwemmens gleichkommt.

Waschbetriebe, die am alten Waschen festhalten, bringen die gereinigte Wäsche zur Bachhütte, die Wäscher knien sich dort auf den Stegladen. Nun schwenken sie jedes Stück hin und her. Danach wird es auf die Blederbank zum Abrinnen gelegt. In der „guten alten Zeit“ wurde sie hier mit der „Bledern“ nochmals tüchtig ausgeschlagen und abermals im Wasser geschwemmt.

Dieses Entfernen von Seife und Laugenwasser aus der gereinigten Wäsche ist eine allgemein gleich gehandhabte Beschäftigung; ob man nun am fließenden Wasser in Kähnen, oder auf Brettern knied, oder in Holztrögen schwemmt, es „schwenken“, „schweifen“, „schwabn“ oder etwa „flöhnen und lühen“ nennt⁵⁶). Überall wird sie auch geklopft, geschlagen, „gepatscht“⁵⁷) oder „geprackt“⁵⁸).

Am Wienfluß waren unserem Stegladen entsprechende Holzstege errichtet. Beim Schwemmen standen die Wäscherinnen oft im Wasser und trugen daher hohe Wasserstiefel. In Niederösterreich nennt man diese roh zusammengezimmerten Holzbretter „Schwabbruck'n“. Diese Einrichtungen sind aber nur bei niedrigem Wasserstand oder seichten Ufern möglich. Die reißenden Berggewässer und großen Flüsse erlauben ein zu weites Vorgehen ins Bachbett nicht. Man bediente sich daher schon in älterer Zeit der Kähne⁵⁹). Im Raum um Linz hießen sie „Waschzell'n“. Sie waren zum Wäschewaschen an den Länden aufgestellt⁶⁰). Das Schwemmen ist bei der Behandlung der Wäsche äußerst wichtig. Beim Lagern unsachgemäß geschwemmter Wäsche, unter Einwirkung feuchter Luft, ergibt sich eine fortschreitende Zerstörung der Gewebsfaser. Die Wäsche wird „mürb“⁶¹).

Ist das letzte Schwemmwasser von der auf der Blederbank bereitliegenden Wäsche abgeronnen, wird jedes Stück ausgewunden. Diese schwere, besonders im Winter furchtbare kalte Arbeit suchte man sich schon früh mit einem Gerät zu erleichtern. Eine einfache Form findet sich noch öfters an den Wänden angebracht. Genannt wird es „Reibzapfen“, und ist ein einfacher Holzzapfen, über den die Wäsche gelegt und hernach fest ausgedreht wurde. Etwas anders ist er da, wo der Stecken senkrecht eingeschlagen war und von einem

zweiten Stock kreuzartig durchdrungen wurde. Die Schlinge lässt sich nun leichter um die Vierung ziehen und die Wäsche wird durch eine Drehbewegung vom Spülwasser befreit. Diese Windmaschine einfachster Art, die schließlich durch Windmaschinen mit Handbetrieb abgelöst wurde, ersetzt nun schon vielfach die moderne Zentrifuge, die auch hier noch „Wind'n“ oder „Reibmaschin“ heißt. Als Wringmaschine konstruierte man schon um die Jahrhundertwende zwei Walzen, die mit einem Gummibelag überzogen wurden und durch Rotation das eingeklemmte Wäschestück nahezu vollkommen auswinden konnten. Die Zentrifugal-Trockenmaschinen bestehen aus einem runden, metallenen, siebartig durchlöcherten, beweglichen Korb aus verzинntem Kupfer, der in einem stählernen, äußeren Korb steht. Der äußere Korb ist mit Abflußrohren versehen, für das abrinnde Wasser⁶²⁾.

In bestimmten Holzgefäßen, Schaffeln, die nur zum Transport fest ausgewrungener Wäsche herangezogen werden dürfen (Wasser macht sie schwer und daher ungeeignet als Transportgerät), wird nun die Wäsche zur Aufhängstatt gebracht. In Wien wurde die Wäsche in Butten gelegt und diese auf dem Boden gerollt. So kam die Wäsche zur Zentrifuge, die hier im Volksmund „Teufel“ genannt wurde⁶³⁾.

Zum Befördern der Wäsche wurden in Großbetrieben „Wägelchen“ eingeführt. Die modernen Wäscher benützen auch solche Wäsche-wagen. Es gibt hiefür verschiedene Modelle, die örtlich hergestellt werden.

Trotz Maschinen und modernen Einrichtungen aber bleibt das Schwemmen in der kalten Jahreszeit eine höchst unangenehme Arbeit. Heute wie einstens wird daher von den Wäschemeistern ein scharfer Schnaps zur innerlichen Erwärmung kredenzt. Die Mädchen und Knechte bezeichnen diesen als „Warmwasser“.

Fast vollkommen verschwunden ist die Sitte, die geschwemmte Wäsche noch zu Bläuen. Jede Wäscherin verwendete vor 20 Jahren noch Waschblau. Waschblau ist eine im Wasser leicht lösliche Flüssigkeit, die von der Seife nicht angegriffen werden und sich auch durch die Bügelhitze nicht verändern darf. Diese Blaumittel, bestehend aus Indigo bzw. Indigokarmin und Ultramarin⁶⁴⁾, waren früher im Handel allgemein erhältlich. Der Linzer Wäscher aber „bleibt“ nicht mehr.

Ein ungelüftetes Geheimnis bleibt für den Außenstehenden die Behandlung der Wäsche mit Bleichmittel. Zum Teil sind sie ja in

den derzeit in Paketen in den Handel gebrachten Waschmitteln schon enthalten. Bei stark „maliger“ Wäsche wird auch jetzt, wenn es der Umstand dringend erfordert, „g'fix'nt“, das heißtt, die Stellen mit Chlor behandelt. In der Leinen- und Baumwollindustrie wie in den Großwäschereibetrieben ist Chlorkalk wegen seiner bleichenden und vor allem auch desinfizierenden Wirkung in Verwendung. Dieser bleicht rasch und ist daher kapitalersparend. Chlor ist eine grüngelbe Gasart und entsteht durch ein erwärmtes Gemisch von Salzsäure und Braunstein. Das entweichende Gas wird in Kalk geleitet und an denselben gebunden, woraus sich Chlorkalk ergibt. Dieser ist imstande, miasmatische Krankheit erregende Ausdünstungen zu beseitigen⁶⁵⁾.

Einen weit geringeren Raum als früher nimmt auch der Prozeß des Stärkens ein. Die Mode vergangener Jahrhunderte liebte es, die Damenwäsche und Kleider mit vielen reich gezogenen Rüschen, Volants und Spitzen zu besetzen und zu verzieren, die, um ihre duftige Wirkung beizubehalten, etwas gesteift werden mußten. Auch ein großer Teil der Stoffe benötigt heute noch etwas Appretur, um „Körper“ zu bekommen. Gestärkte Kragen und Manchetten der Männerhemden geben nicht nur ein gefälligeres Äußeres, sondern verschmutzen nicht so rasch. Für Wäschezwecke verwendet man: Weizen-, Mais-, Reis- und Kartoffelstärke. In den Handel kommt sie mit einem Zusatz von Talg, Wachs, Fett, Gummi, Stearin usw. Nach dem Bügeln bekommt die gestärkte Wäsche Glanz. Man unterscheidet dreierlei Arten des Stärkens. Es wird entweder kalt oder roh gestärkt, warm gestärkt oder Doppelstärke in Anwendung gebracht. Das Stärken vollzieht sich in der Weise, daß man die trockenen Gegenstände in Stärkelösung eintaucht oder aber die trockene Wäsche flach ausbreitet und mit einem in Stärkeflüssigkeit getauchten Lappen gleichmäßig einstreicht. Kitteln, Schürzen und Blusen werden auch heute mit Kochstärke gestärkt, während Hemdkragen, Manchetten roh gestärkt werden müssen. Wäsche, die zuerst in rohe Stärke getaucht und ausgewrungen, hernach auf gleiche Art noch in gekochte Stärke getaucht wird, nennt man doppelt-gestärkt⁶⁶⁾.

Kartoffel- und Reisstärke wurde auch in Wien zumeist verwendet. Die Kartoffeln wurden sauber gewaschen, zu einem Brei zerrieben und dann wieder unter ständiger Wasserzufuhr gewaschen. Bei diesem Verfahren ergab sich 20 Prozent Stärke, die sich im Wasch-

wasser als dicker Schlamm absetzte, der wieder durch wiederholtes Schlemmen und Absetzen gereinigt wurde. In den Handel kam diese Stärke unter der Bezeichnung „grüne Stärke“ mit 50 Prozent Wassergehalt. Reis ist ergiebiger. Er ergibt 70 Prozent Stärke⁶⁷). Die gestärkte Wäsche wurde, nachdem sie getrocknet war, noch einmal befeuchtet, eingespritzt und in „Wutzerln“ zusammengelegt⁶⁸⁾ oder einfach „z'sammdraht“ und in ein Schaff gelegt. Darüber breitet man ein Tuch, und nun wird die Wäsche, daß sie sich fest zusammenlegt und so die Stärke einwirken kann, mit dem Fuß „z'sammstreten“. Danach bleibt sie über Nacht so liegen, um sich „abzulegen“ (Gründberg).

Nach all diesen Prozeduren ist die Wäsche nun so weit, daß man sie aufhängen kann. In allen Jahreszeiten, ob im Sommer oder Winter, ist der Wäscher bedacht, seine Wäsche im Freien trocknen zu können. Gerade der Duft, der dieser im Freien getrockneten Wäsche anhaftet, ist einer der Hauptgründe, die die Städterin auch immer wieder bewegen wird, ihre Wäsche in den Vorortewäschereien reinigen zu lassen. Im Sommer ist eine natürliche Bleiche, Rasenbleiche, damit verbunden. Auf den Rasenflächen um das Haus stehen Stangen mit Wäschstricken. Die Stangen, „Leinlstecken“, besorgt sich der Wäscher aus dem Wald, die Wäsccheinleine wird aus der Seilerei bezogen. Selbst Großwäschereien bevorzugen auch heute noch diese „Moas'n“ genannten Wäschestrücke. Auch das Aufhängen im Winter ist kein reines Vergnügen. Die Wäschermädel waren deshalb wohl schon immer bedacht, einen Ausweg zur Linderung der Kälte zu erfinden. Beliebt ist das Mittragen eines Sechterls heißen Wassers, in das man von Zeit zu Zeit die Fingerspitzen taucht. Auch Wechselbäder (abwechselnd heißes und kaltes Wasser) werden empfohlen. In manchen Betrieben nimmt man auch zum wärme spendenden Windofen, der mit Koks geheizt wird, seine Zuflucht. Gegen steife Hände wird mit Erfolg das sogenannte „Kletzenmühlen“ angeraten. Dieses besteht darin, mit den Armen, die über der Brust gekreuzt werden, weit und kräftig um sich zu schlagen. Die Arme werden durch diese Bewegung bis zu den Fingerspitzen durchblutet.

In Wien war in alter Zeit die Hängstatt gleich am Wieufer errichtet. Die Rasenflächen mit Stangen geben aber auch dort die Hängstatt beim Hause ab. Die Schweizer Bäuerin hängt ihre Wäsche in den „Baumgarten“, sonst in der „Schütti“, einem abgeschlossenen

Dachraum, auf⁶⁹). Er entspricht dem weiter oben erwähnten „Trickaboden“. In Bessans (Savoyen), Frankreich, dienen vielfach die hölzernen Giebel- und Seitenlauben, die das Bauernhaus umgeben, zuweilen auch nur ein rohes Stangengerüst darstellen, zum Trocknen der Wäsche⁷⁰). Das gilt auch für alle Lauben und Vorlauben unserer heimatlichen Bauernhäuser.

Die Wäsche wird mit Wäscheklammern aus Holz, hier „Speil“ genannt, am Wäschestrick befestigt. In Wien und Niederösterreich heißen dieselben Befestigungswerkzeuge „Kluppen“.

Die Wäschemädel und Wäscherinnen, die die Arbeit verrichten, sind mit weißen Schürzen bekleidet. Auch die Wäscherknechte, die für Hilfsarbeiten herangezogen werden, tragen einen weißen Janker und darüber einen weißen Schurz. Über die Schürze wird ein aus Zwilch gefertigter „Speilsack“ gehängt, der, einer Briefträgertasche ähnlich, um die Schulter gehängt wird.

Regnet es, muß die Wäsche, soweit sie nicht auf Aufhängeböden, „Luftböden“, untergebracht ist, in Trockenräumen, die unmittelbar an die Arbeitslokale anschließen, aufgehängt werden. Unter Ausnützung des Warmwasservorrates werden Rohrleitungen auf den Boden derselben gelegt, die damit den Trockenraum heizen. Soll er gut funktionieren, ist eine tadellose Ventilation die Hauptsache. Die Luft nimmt nur eine bestimmte Quantität Feuchtigkeit auf und ist dann damit gesättigt, so daß jede weitere Aufnahme von Feuchtigkeit nicht mehr erfolgen kann, auch jeder Trockenprozeß aufhört, sollte der Raum auch noch so sehr erhitzt werden. Im Raume befinden sich drei verschiedene Luftsichten. Über dem Boden lagert die kältere Luftmasse, die feuchteste liegt in der Mitte; nimmt sie mehr Feuchtigkeit an, hat sie die Neigung, zu Boden zu sinken. Die gute Ventilation ermöglicht, daß die Wäsche in Trockenräumen in einer halben Stunde vollständig gleichmäßig abtrocknet⁷¹). In Wien nützte man diese warmen Luftströmungen so aus, daß man einfache Stangen mit Ästen nur 20 Zentimeter unter der Decke anbrachte. In Trockenräumen findet sich gewöhnlich eine immer gleichbleibende Einrichtung von Aufhängmöglichkeiten in der warmen Luftsicht.

Zum Abnehmen der Wäsche werden einfache „Schragen“ aufgestellt. Das sind grobe Brettergestelle mit Füßen und Handhaben, auf die die Wäsche wahllos abgelegt wird. Manchmal werden auch Körbe als Transportmittel verwendet.

Ist die Wäsche abgenommen, wird sie abermals sortiert in die Gattung, die gerollt, und jene, die eingespritzt und gebügelt wird. In großen Stößen aufgestapelt, liegt sodann in der Bügel- und Rollkammer das „Bumpert“, das ist die Bügelwäsche, die mit Drückern, Knöpfen und sonstigen zerbrechlichen Dingen benäht ist, getrennt von der Rollwäsche. Der Fachausdruck für diese Arbeit heißt: „Nach der Roll legen.“

Allzu starkes Austrocknen soll vermieden werden, weil es die Elastizität der Wäsche beeinträchtigt, auch lässt sich ganz trockene Wäsche nur schwer glatt bügeln. Um der Wäsche die nötige Feuchtigkeit zu verleihen, wird sie eingespritzt. Jedes Stück wird sodann getrennt zusammengerollt (in „Wutzerln“) und miteinander fest geschlichtet, um vorschnelles Verdunsten der Feuchtigkeit zu verhindern. Große Wäschestücke, die zum Rollen bestimmt werden, legt man durch Zupfen und Streichen mit den flachen Händen möglichst fadengerade zusammen. Auch werden sie manchmal ausgeschlagen. Dazu sind zwei Personen nötig. Sie sitzen sich an einem Tisch gegenüber und ziehen über ein Eck das Stück einmal nach der, dann nach der anderen Richtung. In großen Stößen wird es dann für die Rolle bereitgelegt.

In Großwäschereien kommt die „glatte Wäsche“, das sind Leintücher, Pölster, Deckenkappen, Tischtücher usw. „reibfeucht“ (aus der Winde) in eine Maschine, in der die Wäsche kalandert wird. Darunter versteht man die Behandlung der Wäsche mit einer „Heißmangel“, die von den Arbeitern „Kalander“ genannt wird. Sie wird elektrisch betrieben. Ein großer Zylinder wird mittels Dampf erwärmt, der fünf Walzen mit Wärme versorgt. Das Wäschestück ist, wenn es über diese Walze gepresst worden ist, geglättet, wird nun zusammengelegt und ist somit schrankfertig. Diese Kalandermaschine erspart das Trocknen, Einspritzen, Rollen und Bügeln durch den einzigen Arbeitsgang mit der Maschine⁷²⁾. Alle, auch schon älteren Maschinentypen beruhen auf diesem Walzprinzip. Das Rollen ist für Bettwäsche, Tafelleinen, Handtücher vortrefflich, da die Damastmusterung der Wäsche zur vollen Geltung kommt⁷³⁾.

In den älteren Wäschereien wird die Wäsche aber, ehe man sie zum Rollen und Bügeln zusammengelegt, eingespritzt; der Vorgang wird von den Wäscherinnen „abispritzen“ genannt. Man bedient sich dabei der althergebrachten „Kornpemseln“, das ist hochdeutsch: Pinsel⁷⁴⁾, die man ins Wasser taucht und damit die Wäsche besprengt.

Diese erzeugt man sich selber, indem man Ähren („Ihr“) klaubt und so zusammenbindet, daß ein fester Stiel entsteht. Nach Gebrauch werden sie im Freien zum Trocknen aufgehängt. Auch in Großbetrieben wird die Bügelwäsche teilweise eingespritzt. Dieses Anfeuchten kann auch durch hydraulische Anfeuchtpressen geschehen⁷⁵).

Das Rollen geschieht in Kleinbetrieben allgemein auf Mangelmaschinen, „Roll“ genannt, die durch Handbetrieb betätigt werden. Im Prinzip sind es immer zwei Walzen, die unter Druckanwendung über die Wäsche rollen. Sie können derart gestellt werden, daß sie einen Druck von 1000 kg ausüben⁷⁶).

Das Bügeln ist ausschließlich Frauenarbeit. Nach der Schwierigkeit der Arbeit wird sie aufgeteilt. Die „erste Beglerin“, meistens die Frau des Hauses oder eine langjährige, erfahrene Aushilfskraft, bügelt „das Schöner“, z.B. die Herrenhemden. Die Stärkewäsche braucht auch die Behandlung einer erfahrenen Kraft. Die Wäschermädchen bügeln die einfachen Wäschestücke.

Die Büglerinnen hantieren in weißen Schürzen. Auf dem Boden ist ein weißes Tuch gebreitet, um herunterhängende große Bettücher und andere große Wäschestücke nicht zu beschmutzen. Die Mädel tragen Pantoffel oder dicke Wollsocken an den Füßen.

Modebedingt war auch früher die besondere Behandlung von Spitzen, Rüschen und Zierbesätzen der Damenkleidung, Vorhänge usw. mit einer Art Brennschere. Die Tätigkeit hieß „kolmen“ und wurde von der ersten Büglerin, „die am mehran kinna hat“, ausgeführt. Das Kolmeisen entspricht der Brennschere zum Kräuseln der Frauenhaare. Dieses Gerät wie die Bearbeitung benützten sowohl die Wiener Wäscher als auch die bürgerlichen Haushalte.

In vergangenen Jahren, da die Wäsche noch mit einem Holzkohleneisen geglättet wurde, gab das Bügeln, das sich auch über die Nacht erstreckte, Anlaß zu geselligem Beisammensein von Wäschermädchen und Wäscherknechten. Die Wäscherknechte übernahmen dabei gerne kleine Hilfeleistungen. Auch die üblichen Stageleisen, die mit einem glühend gemachten Stahlkörper geheizt wurden, waren in Verwendung. Die Holzkohleneisen brachten unangenehme Begleiterscheinungen, wie Kopfweh und Erbrechen, mit sich, daß man sich bei langwährendem Gebrauch in den Wäschereien mehr an die Verwendung von Stageleisen hielt. Freilich war auch hier die Unterbrechung der flotten Bügelarbeit durch das lästige Stagel-

glühen und Einlegen häufig unterbrochen⁷⁷). Das war nun die Arbeit, die die Knechte beim Windofen verrichteten. Und das war wohl gut, denn die anstrengende, schwere Tätigkeit, über viele Stunden des Tages und der Nacht ausgedehnt, brachte es mit sich, daß die Wäschermädchen „a weng schlafert worden sind; da hab'n sie am Bügelladn a bissl tunkt“. Diese Tatsache wird, wenn davon die Rede ist, immer gerne ein bißchen belächelt und bespöttelt. Sie wollen wohl nicht alles ausplaudern. Die Hauptarbeit wird heute mit dem elektrischen Bügeleisen geleistet. Es konnte mit seiner sauberen, unschädlichen und raschen Arbeitsweise die erwähnten alten Bügeleisen längst verdrängen. Bis zur Gegenwart stehen auch Bügelmaschinen, die auf tatsächlicher Feuerung beruhen, in Gebrauch. Im Grunde sind sie ein vergrößertes Kohleneisen (Abb. 6). Auf einer Walze aus Metall liegen weiche Tücher. Auf diese wird die zu bügelnde Wäsche (nur glatte Stücke) gelegt, infolge einer Hebelbewegung schließen sich zwei aufklappbare Bretter rechts und links um sie und lassen die Wärme einwirken. Die Bügelmaschine ist an den Zimmerofen angeschlossen, ist aber in der Mitte mittels eines Türchens mit Holz zu beschicken.

Die modernen Großwäschereien sind mit elektrischen Bügelmaschinen eingerichtet, die für verschiedene Wäschegattungen spezialisiert sind. So gibt es Kragenbügelmaschinen, Manchettenfaçoniermaschinen usw. Dabei wird die Wäsche maschinell vorgepreßt und nachher von den Büglerinnen auf separaten Bügelbrettern nachgebügelt⁷⁸.

Die gebügelte Wäsche wird nun, nach Kundschaften geordnet, sorgfältig in runde Körbe verpackt. Diese sind nicht all zu hochwandig und haben einen Durchmesser von etwa 60 Zentimeter. Sie sind heimische Erzeugnisse der Korbfechter der Umgebung gewesen. In letzter Zeit werden sie aber schon von Eisenstadt und Klagenfurt besorgt, da die Korbfechterei hier nur mehr als Nebenerwerb und nicht mehr gewerbemäßig ausgeübt wird. Die Mädchen stellen zwei bis drei Körbe übereinander und binden sie, in farbige oder auch weiße Tücher (ausgediente Bett- und Tischwäsche) eingeschlagen, mit einem an der Seite des Korbes befestigten Strickes so aneinander, daß sie nicht rutschen können. Auf Kopfriedel gestellt, wurden die Körbe einst den Kundschaften ins Haus zugetragen. Ebenso über-einandergebunden werden die Körbe heute jede Woche, auf Wagen und Autos verladen, in die Stadt gebracht. Mit demselben Seil, das

die Wäsche eines Korbes niederbindet, werden bis zu sechs Körbe übereinander festgebunden.

Das Lieferngehen nimmt eine besondere Bedeutung im Arbeitsleben der Wäscher ein. Die schwere, nasse und anstrengende Arbeit ist für eine Woche wieder getan, eine Arbeitsperiode somit abgeschlossen und der Feierabend herangerückt. Das Lieferngehen hat daher als Arbeitsendbrauch größere Bedeutung gewonnen. Das „In-die-Stadt-gehen“ war ja von allerlei Umständen und Vorfreuden begleitet. Die Wäschermädchen putzten sich dazu besonders sauber heraus. „Rantige“ Wäscherinnen, die etwas auf ihren Stand hielten, zogen sauber gewaschene, gestärkte und gebügelte Kleider an. Noch heute wird darüber erzählt, daß sie sich „net amol niederg’sitzt habn“, nur um ihr gestärktes Gewand nicht zu verdrücken.

Heitere Episoden aus den Erlebnissen des Liefergehens werden in den Familien weitererzählt. So wird von der Großmutter E. berichtet, sie habe sich wie immer über die zahlreichen gestärkten Röcke die frisch gebügelte, ebenso reich gezogene Blaudruckschrüze mit den breiten Bändern zu einer großen Masche umgebunden. Auf dem Kopfe balancierte sie die Körbe mit der blühweißen Wäsche, rundum die spitzen- und volantreichen Unterröcke anhängend. In der Stadt, bei der ersten Kundschaft angekommen, ereilte sie ihr Geschick. Die wohl ängstliche, allzusehr eingesperrte Stadtdame öffnete nur einen Flügel der Türe. Die Weite ihrer Röcke nicht achtend, schritt die Wäschelieferantin hindurch — bis zur Mitte, wo sich die Kitteln verfingen und sie nun nicht mehr vor, noch zurück konnte. Dieses Erlebnis löste in der braven Wäscherin solches Beschämen aus, daß sie nie mehr liefern gehen wollte und diese Geschichte zur Warnung vor allzu gesteiften Röcken ihren Kindern weitererzählt.

Zu diesem Anlaß trug man auch schwarzseidene Kopftücher. Auf das adrette Auftreten war und ist man sehr bedacht, denn die Erscheinung der sauberen Wäschermädchen war die beste Werbung für das Gewerbe. Wäscherinnen nach dem alten Schlag sind noch bis zur Gegenwart mit gewaschenen, gebügelten und gekolmten Unterröcken und Kleidern um die Körbe hängend, liefern gekommen.

Die Wäschersiedlungen liegen einige Kilometer von der Stadt entfernt, die Wäsche muß also dahin transportiert werden. Die billigste Form war die des Tragens auf dem Kopfe. Die Wäschemenge war früher wesentlich geringer, da ja alles ohne Maschinen gearbeitet wurde. Größere Wäschemengen wurden per Karren zugestellt. Die

zusammengebundenen Körbe mit der in bunten „Kerbtüchern“ eingeschlagenen Wäsche wurden dann zumeist von einem Burschen geschoben und ein Mädchen begleitete die Fuhrer. Als Zugtiere werden Hunde genannt, die vor die Karren gespannt worden sind. Auch heute bedienen sich noch wenige Wäscher solcher Karren, die sie selbst schieben.

Im allgemeinen wurden aber aus Karren Pferdegespanne, die erst in allerletzter Zeit ihre große Beliebtheit zugunsten der Motorisierung verlieren. Wer kein eigenes Fuhrwerk besaß und besitzt, nimmt zum Liefern einen „Roßfuhrmann“ auf, der für mehrere Wäschereien die Wäsche zur Stadt bringt. Der Fuhrmann lenkte sein Gespann zu einem bestimmten Gasthof. In diesem hatten die Wäscher schon ihre „Einsetz“. Der Wäscher „S“ hatte seine in der „Krone“. Unter diesem Ausdruck versteht man ein Kammerl, in dem die Wäschekörbe abgestellt werden konnten. Von dieser Einsetz aus trugen die Wäschermädchen, zumeist den Korb am Kopf, die Wäsche zu den Kundschaften, gaben die gewaschenen Sachen ab, kassierten den dafür schuldigen Betrag ein und nahmen die Schmutzwäsche gleich mit. Moderne Betriebe unterhalten nun Lastkraftwagen. Auf diese werden in der gleichen Weise wie bisher die Körbe gepackt und verladen. Ausgetragen werden sie nun nicht mehr von einem Gasthaus aus. Doch stellt sich der Wagen auch jetzt in einem Viertel an einem zentral gelegenen Punkt auf; von hier aus werden die Körbe und Pinkel zur Kundschaft gebracht. Das geschieht in der Regel Samstag oder Montag am frühen Morgen. Jeder Wäscher hat seine feststehenden Haltepunkte in der Stadt. Dahin kommen die Leute aus den umliegenden Häusern, auch wenn sie keine Lieferung erwarten, neue Aufträge erteilen. Dabei konnte ich beobachten, daß ein auf gegenseitiges Vertrauen aufgebautes Verhältnis zwischen Kundschaft und Wäschermädchen herrscht. Für ein, aus dem unbeobachtet stehen gelassenen Wagen herausgenommenes Paket, legte die Frau den Betrag, genau abgezählt, für den Wäscher bereit (Abb. 12).

Nur mehr selten sieht man Wäschermädchen die Körbe am Kopf tragen (Abb. 11). Doch vermag man sich auch jetzt, da die Aufmachung der Wäschermädchen am Liefertag einer einfachen Alltagskleidung gewichen ist, die hin und wieder (im Sommer) durch die weiße Schürze unterstrichen wird und von der Umhängetasche zum Kassieren bestimmt ist, des eigenartigen Reizes nicht verschließen, den ein mit vielen Körben angepackter, oft durch Korbtücher recht

bunt wirkender Wäscherwagen mitten im Großstadtgetriebe auslöst. Wie viel ansprechender mußten da noch früher die Frauen, mit Spitzen und Rüschen überschütteten weißen Röcken und Blusen angehängt, den Eindruck der Feierlichkeit empfinden lassen. Leider ist hievon, meines Wissens, weil der Umgebung alltäglich und gewohnt, kein Bildzeugnis erhalten geblieben.

Das für das heutige Zeitempfinden schon selten gewordene Tragen von Lasten auf dem Kopf war früher allgemein üblich, wie alte Stiche und Bilder bezeugen. Sennerinnen und Almerinnen werden wie alle Marktfrauen bis zum 20. Jahrhundert so dargestellt. In der Umgebung von Wien scheint sich bis zur Gegenwart eine Resterscheinung bei den „Mörteldamen“ des Maurergewerbes, die größtenteils aus niederösterreichischen und burgenländischen Dörfern stammen, zu erhalten. (Soweit nicht die modernen Baubehelfe dies abstellten.) Sicher haben wir es dabei mit einer sehr alten Form des Tragens zu tun. Als Beispiel verweise ich auf die Ziste von Welzelach, aus vorgeschichtlicher Zeit, wo im Zierfries eine Frau eine Ziste am Kopf tragend, dargestellt ist⁷⁹⁾.

Zum Unterschied von den Linzer Wäschermädchen wurden die Wienerinnen aller Zeit mit Vorliebe beim Liefern gehen in Zeichnungen und Bildern von heimischen Malern festgehalten. Die älteste Darstellung einer Wiener Wäscherin findet sich in dem Kupferstichwerk „Der Kaufruf in Wien“ vom Jahr 1775. Er bringt 40 Wiener Typen zur Darstellung, darunter auch die „Wäscherinn“, gestochen von Johann Feigl (Abb. 14). Ein nicht signiertes Gemälde vom „Wiener Wäschermädel“ aus der Zeit um 1805 befindet sich im Historischen Museum in Wien. Dort wird auch bei Bildern aus der Zeit um 1880, die das Wiener Volksleben beschreiben, eine Abbildung eines Wiener Wäschermädels aufbewahrt⁸⁰⁾. Aus der letzten Zeit-epochen werden die Zeugnisse in Bild und Schrift zahlreich⁸¹⁾.

Das Liefern gehen der Linzer Wäschermädchen läßt sich mit den Gewohnheiten der Wiener Wäschermädel gut vergleichen. Auch in Wien ist die gereinigte Wäsche am Samstag den Kunden zurückgestellt worden. Sie packten diese in eine Butte, die sie mit Gurtbändern am Rücken trugen. Wie die Modelle in Heimathäusern⁸²⁾ und Zeichnungen aus der Zeit zeigen, stellten sie auf die Butte noch einen viereckigen Weidenkorb mit Deckel darauf. An beiden Seiten des Korbes waren „Kraxn“ zum Anhängen von Blusen, Kleidern und Unterröcken angebracht.

Was die Mädchen auf diese Art nicht tragen konnten, führten die Burschen, in Körbe verpackt, auf einem Schubkarren zur Stadt. Es wird berichtet, daß manchmal auch ein „zottiger Filax“ vor den Karren gespannt wurde, der nicht nur die Lasten zur Stadt beförderte, sondern auch die Fuhrre treu bewachte, wenn der Bursche sich bei den Kunden aufhielt. Die alte Einrichtung wurde auch hier vom Pferdefuhrwerk überholt. Mit einem Pferd im Zug, auf dem Wagen die Körbe, die auch von hier aus ausgetragen wurden, hat man vor allem die Adelswäsche zugestellt⁸³⁾. Auch die Wiener Wäschermädel werden als sauber und gesund gelobt⁸⁴⁾. Mit ihrem Lieferkorb, der viele gestärkte und gebügelte Wäschestücke anhängen hatte, sollen sie die ganze Breite der Gasse eingenommen haben und boten ein ähnliches Bild⁸⁵⁾.

Hatte man in Linz die Wäsche zugestellt, war zumeist Mittagszeit herangekommen. Im Gasthaus, immer im bestimmten, daß man zu Mittag oder kehrte doch zumindest dort ein wenig zu. Hier konnte man sicher sein, Mädchen und Burschen aus Nachbardörfern anzutreffen. Scherzreden, Neckereien mußte man über sich oder die Herrenleute ergehen lassen, Neuigkeiten konnte man erfahren, kurz, man tat einen Blick in die große Welt. Das war es wohl, neben dem Gefühl der Genugtuung über die Arbeitsleistung, was den Liefertag so aufregend machte, daß man die Woche lang den Samstag herbeisehnte.

Die moderne Entwicklung schuf auch hier ein Ende. Das Liefern per Auto geht rascher und macht die Einsetz unnötig.

ARBEITSZEIT UND ARBEITSTEMPO

Wie der Arbeitsablauf einer Woche streng geregelt ist, weil eine Verrichtung in die andere greift und sich gegenseitig bedingen, so bestimmt sind auch die Arbeitszeiten. In der Gegenwart kann durch Einsatz von Maschinen Zeiter sparnis erreicht werden. Die Nachtarbeit fällt ja nun schon ganz aus. Vordem dauerte die Arbeitswoche vom Montag bis zum Samstag, bei schlechter Witterung vom Montag bis zum Montag, den Sonntag einbeziehend. Montag früh wurde die Wäsche geliefert, nachmittags mußte die schmutzige Wäsche auch schon wieder sortiert werden. Wie erwähnt, wurde auch die Nacht zur Arbeit herangezogen, mit einer Ausnahme. Die Nacht vom Mitt-

woch auf Donnerstag (arbeitsmäßig nach dem Sechtern) war Ruhe; sie wurde sogar die „heilige Nacht“ genannt, wohl in Anlehnung an das Sprichwort von „der heiligen Ruhe“⁸⁶).

Auch in Wien nahm man die Nacht zu Hilfe. Das Durcharbeiten wurde „Durchmarsch“ genannt⁸⁷).

Die verschiedenen, immer hintereinander einsetzenden Arbeitsgänge bestimmten das Arbeitstempo. So haben die Wäscherknechte oftmals die Mädel und die Wäschermädel wieder die Burschen zur Schnelligkeit angetrieben. Denn jeden Tag mußte in diesem fließenden Arbeitsprozeß das „Gwisse“ erledigt werden. Hier liegt ein klares Beispiel von Gemeinschaftsarbeit vor. Finden wir im bäuerlichen Leben immer wieder Arbeitsbräuche, die die langsamsten Arbeiter verspotten, im besten Fall ihnen „aushelfen“ oder irgend einen Schabernack antun⁸⁸), so ist die Sache hier viel ernster zu nehmen, denn der gesamte Arbeitsprozeß wird durch einen Säumigen aufgehalten, was unter Umständen den Verlust des freien Sonntags nach sich ziehen kann. Es hält sich also hier der langsame Arbeiter nicht. Ist er den Anforderungen nicht gewachsen, wird er vom Herrn entlassen. Manches Sprichwort konnte sich um die Schnelligkeit bilden, wie etwa die stehende Rede: „G'schwindigkeit is koa Hexerei, aber kinna muuß ma's“⁸⁹). Oder aber das bekannte Wort vom „Kittel-flicken während des Gehens“.

Spottend und rügend wird dem Langsamsten vorgehalten:

„Bei da Arbeit scheen langsam,
beim Essen scheen g'schwind,
i bin mein Vådern sei allerliabst's Kind!“⁹⁰)

DIE SOZIALE STRUKTUR

Das Gelingen einer Gemeinschaftsarbeit hängt wesentlich von der Zusammenarbeit der einzelnen beteiligten Arbeiter ab. Dies ist das Geheimnis der reibungslosen Abwicklung in Kleinbetrieben, die auf bäuerlicher Grundeinstellung aufbauen. Der Bauer als Haupt der Familie trifft die Einteilung, bei Arbeiten, die dem Tätigkeitsbereich der Frau zugehören, wie etwa bei bestimmten Erntearbeiten fällt das der Bäuerin zu. Knechte und Mägde fügen sich widerstandslos den Anordnungen, wobei beim Gesinde auch wieder Unterteilungen

vorgenommen werden können. Dieselbe Grundhaltung begegnet hier im Wäschergewerbe. Oberhaupt des Familienbetriebes ist der Wäschermeister und die Wäschermeisterin. Wäscherinnen und erste Büglerin sind erfahrene Arbeiterinnen, die nur fallweise zu Arbeiten herangezogen werden, also nicht unmittelbar zur Hausgemeinschaft zählen. Wäschermädchen und Wäscherknechte sind das Gesinde, das unter gleichem Dach wohnt und am gleichen Tisch isst. Die Unterbringung ist ähnlich wie auf Bauernhöfen, möglichst in der Nähe der Arbeitsplätze. Hier oftmals in den Bodenräumen. Nicht alle Wäscher waren Hausbesitzer und mußten daher in den gemieteten Räumen auch ihr Personal unterbringen. Dem Wohlstand entsprechend, gab es sicher Unterschiede. Oft genug wird von äußerst dürftigen Schlafstellen berichtet, daß Mädchen und Knechte in einem Raum untergebracht, sich im Winter oft kaum der Kälte erwehren konnten⁹¹⁾. Es war sicher nicht einfach, etwa zehn Mädchen, die ein mittlerer Betrieb beschäftigten mußte, ordentlich zu beherbergen.

Das soziale Empfinden einerseits, wie die Menschenkraft sparende Arbeitsweise andererseits, schufen hier grundlegende Wandlung.

Dieselbe soziale Struktur findet sich auch bei den Wiener Wäschereibetrieben des 19. Jahrhunderts. Dort hießen die Besitzer des Gewerbes „Wäscherherr und Wäscherfrau“. Die Wäschermädchen und die Knechte gehörten zum Gesinde, das oft die beinahe unglaubliche Zahl von 130 erreichte⁹²⁾.

A R B E I T S B R Ä U C H E

Die enge Verbindung von Herr und Untergebenen bildet die Voraussetzung für den ungestörten Betrieb wie auch für das Wachsen von Arbeitsbräuchen. Diese Faktoren konnten im Wäschertum lebendig bleiben bis heute.

Begonnen wird die Arbeit mit einem Stoßgebet, das einem Gedenken an Gott gleichkommt:

„Fang ma an in Gott's Nam,
daß ma auf d' Nacht wieda trucka san.“

Der zweite Teil des Gebetes zeigt die typisch bäuerliche Denkungsart, die sich im Volksglauben immer wieder verfolgen läßt. Das

gesamte Fürbitterwesen, Votivglaube und Wallfahrtsbrauchtum ist auf einem gegenseitigen Geberverhältnis aufgebaut. Des Tages Plag wird mit der entsprechenden Redewendung beendet: „In Gott's Nam san ma fertig“ oder „In Gott's Nam hör ma auf“. Nach dem Liefergehen, das am Ende der arbeitsreichen Woche stand, wurde in frommen Häusern gebetet. Zuerst gab es gutes Essen, hernach beteten alle gemeinsam den Rosenkranz⁹³⁾.

Der festgeregelte Ablauf der Arbeit bringt bestimmte Arbeitsbräuche mit sich. Das „Sechtern“ ist ein Gemeinschaftsbrauch, oder besser, ein „Nachbarschaftsbrauch“. Er entstand durch gegenseitiges Aushelfen in der Nachbarschaft. Erzählt wird darüber — die heutige Wäschergeneration von 40 bis 50 Jahren war in ihrer Jugend noch selbst beteiligt —, daß die Wäscher „durcheinand gangen san“; denn einer half dem anderen. Das Durcheinandergehen bezog sich in erster Linie auf die Nachtarbeit. Zu dieser Zeit wollte man gerne Gesellschaft haben, weil erstens keine Aufsicht da war und zweitens zwischen den Sechtelperioden Zeit blieb für Spaß und Neckereien. Die Zeit des Wartens und die anfallende Müdigkeit, die beim Hantieren mit heißem Wasser und Wasserdampf äußerst gefährlich werden konnte, wurde so vertrieben. In fröhlicher Gesellschaft mit etwas Schnaps ging auch den zur gleichen Zeit „rübelnden“ Mädchen die Arbeit flinker von der Hand.

Auch die zweite Nachtarbeit, das Bügeln, bot Anlaß zu gegenseitigem Besuch und zu geselliger Zusammenkunft innerhalb der Arbeitswoche. Dabei ging es gemütlicher zu, weil die Arbeit an der Wäsche in nun schon getrocknetem Zustand angenehmer war. An diesen Abenden übernahmen die Burschen die Beschäftigung des Heizens, Stagelglühens und Stagelfüllens. Selbst alten Frauen huscht ein verständnisinniges Lächeln über das Gesicht, wenn sie um die Begebenheiten des „Stachelfüllens“ befragt werden. Benötigte ein Mädchen einen heißen Stagel, so rief sie den betreffenden Burschen, dann verließen beide den Arbeitsraum, um in einem Vor- oder Nebenraum oder im Hof das Geschäft zu besorgen. Daß junge Menschen diese Gelegenheit des Alleinseins suchten, ist verständlich. Dabei muß man auch immer mit sexuell betonten Vorstellungen rechnen, die vor allem der Tätigkeit des Füllens unterschoben wurden. Die Burschen nahmen zu diesen nächtlichen Besuchen ihre Ziehharmonika mit und spielten auf ihr bekannte Weisen, zu denen gerne gesungen wurde. Spezifische Wäscherlieder konnte ich nicht in

Erfahrung bringen. Ihr Liedgut bewegt sich um allgemein bekannte Volkslieder, wie man sie in der Schule lernte etc. Außer gelegentlichen Schnadahüpfeln und oft sehr derben Vierzeilern erotischen Inhalts werden keine Lieder gesungen, die zur Wäscherei in Beziehung stünden. Sehr beliebt war in den Nächten das Geistern. Das vollzog sich etwa in der Weise, daß Burschen, wie dies in Magdalena geschah, auf einer Leinlänge einen ausgestopften weißen Handschuh steckten und ihn vorsichtig in den nur spärlich erhellen Raum hielten. Für derartige Späße bot die Nacht wohl die beste Gelegenheit.

Hat man in Schichten gearbeitet, war die eine Gruppe von den Neckereien der anderen nicht sicher. Sei es, daß man die Kleider versteckte, den Weg verbaute oder gar das Arbeitsgerät gerade in diesem schlaftrunkenen Zustand unauffindbar blieb.

Die Nacht von Mittwoch auf Donnerstag, die sowohl die „heilige“ genannt wird, als auch nur die „ganze Nacht“ heißt, war die Nacht der Liebespaare. In dieser gingen die Burschen zu den Mädchen „die Woche teilen“. Die Nacht von Samstag auf Sonntag, die die Arbeitswoche beendete, hieß, noch deutlicher ausgedrückt, die „Z'sammsteignacht“. Dieses voreheliche Liebesleben findet seine Parallelen im „Gaßlgehen und Fensterln“ der alpenländischen Bevölkerung⁹⁴).

Im Pinzgau gehen die Burschen ebenfalls an bestimmten Tagen Gaßln, und zwar Dienstag, Donnerstag und Samstag. Die dazwischenliegenden Tage werden die „schiachen Tag“ genannt, die dem Aberglauen zufolge, dem Liebespaar Folgen aus ihrem Verhältnis bringen sollen⁹⁵).

Der Arbeitsendbrauch, der eventuell mit den Arbeiten im bäuerlichen Lebenskreis wie Ernte, Lese etc. zu vergleichen ist, wurde und wird auch hier, wie schon erwähnt, durch besondere Kleidung, Stadtbesuch, Gebet und auch besseres Essen unterstrichen. Diese Erscheinung des Abschlußmahles findet sich im bäuerlichen Lebenskreis immer wieder und läßt sich auch im Arbeiterbrauchtum der Großindustrie der Gegenwart verfolgen. Sei es nun, daß eine Arbeit gut zu Ende gebracht wurde oder ein Abschnitt erreicht werden konnte, immer vereint hernach das gemeinsame Mahl oder der gemeinsame Trunk alle Helfer. Seit altgermanischer Zeit läßt sich ein solches brauchgebundenes Essen, wobei oftmals die Betonung auf der vorbedeutenden Wirkung des Anfangs liegt, wie beispielsweise beim gemeinsamen Mahl der Brautleute, bis zum heutigen Brauchtum in ununterbrochener Fülle nachweisen⁹⁶).

DIE GERÄTE

Für einen Überblick über das Wesen der Linzer Wäschereibetriebe scheint es mir nötig, noch gesondert auf die häufig bis zur Gegenwart im Gebrauch stehenden Geräte einzugehen. Die drei elementarsten Verrichtungen der Wäschereinigung werden mit altartigen Geräten ausgeführt. Allerdings entsprechen hier den altüberlieferten Geräten heute schon vielfach moderne Maschinen. Es würde zu weit führen und den Rahmen der Arbeit übersteigen, wollte ich auf das Wesen dieser näher eingehen.

Das Sechteln, das Klopfen und Rübeln wurde mit einfachsten Mitteln bewerkstelligt. Nötig sind dazu die Geräte, die jeder bäuerliche Haushalt ebenfalls zum Wäschereinigen besitzt. Wie schon erwähnt, sind die Wäscher arme Leute gewesen, ihr Werkzeug ist dementsprechend einfach, ja primitiv, in vielen Fällen selbst gefertigt. Jahrzehntelang unterlag es keinerlei Neuerungen. Die Mittel dazu lieferte die heimatliche Umgebung. Kleines Gerät wie Wäscheklammern, Körbe und Seile erzeugten Auszügler und Häusler, die damit einen kümmerlichen Nebenerwerb einbrachten. So ähnlich blieb es bis heute.

Gleiche Waschmethoden bringen auch ähnliches Gerät in Anwendung. Der Waschkessel ist das kostbarste Stück gewesen. Er ist aus Eisen oder Kupfer. Dabei ist ein wichtiges Gebot, diesen blank zu halten. Geputzt wird er in Niederösterreich gleich nach dem Waschtag mit einem „Toagl“. Dieses besteht aus schwarzem Mehl, Salz und Essig, so viel es annimmt. Bei Kesseln aus anderem Metall muß man vor allem darauf sehen, daß sie nicht rosten, man verzinnt, verzinkt oder vernickelt daher in modernen Waschküchen den Kessel⁹⁷⁾. Die Gestalt des Kessels bleibt in allen Belegorten gleich: ein runder Behälter, der in älterer Zeit am offenen Feuer an einem Haken befestigt wurde und daher eine Aufhängevorrichtung aufweist, oder in der „Seckküche“, Bauernstube (Rauchküche), Badstube als zweiter Kessel eingebaut wurde. Aus der Seckkuchl ist die Waschküche geworden. Auf dem Lande ein Zubau, der heute nicht mehr wegzudenken ist, während in Großstädten die Waschküchen in die Kellerräume oder ins Dachbodengeschoß verlegt werden.

Schon früh spielte der Kessel eine große Rolle im Leben der Bauern und wurde daher, ob er nun aus Kupfer oder Eisen war, eigens in den Sterbeinventaren erwähnt⁹⁸⁾. In Niederösterreich finden

sich in den Akten über Kriegsschäden aus der Türk- und Schweidzeit alle die Geräte angegeben, die verloren gingen. Der „Sehtkössl“ wird als wichtiges Hausinventar extra angeführt⁹⁹).

Das „Sechtelschaff“, die „Wäschboding“ oder nur „Boding“ ist ein unentbehrliches Gefäß. Es soll ein Holzgefäß sein, wie es seit altersher in den Kleinbetrieben gebräuchlich ist. Es wird vom Binder aus Dauben gefertigt. Früher wurde es mit einem Holzreifen zusammengehalten, heute verwendet man allgemein Metallreifen. In der Waschboding, die etwa einen Meter hoch ist und einen Meter Durchmesser mißt, ist mit drei Brettchen ein kleiner Raum ausgespart. In diesem steckt ein gedrechselter Stock in der im Boden ausgeschnittenen, genau zugepaßten Öffnung. So ist das Gefäß dicht gemacht. Wie beim Arbeitsablauf bereits erwähnt, wird auf diese Weise im alten Waschverfahren die schmutzige, sich langsam setzende Lauge abgelassen in ein darunter aufgestelltes Gefäß. Dieses ist in derselben Weise ausgeführt und trägt die Bezeichnung „Untersetzschaft“. Mit diesem kommen wir zu allen Holzdaubengefäßen, die Waschschauffeln bezeichnet werden. Sie sind kleiner und haben zwei Handhaben an beiden Seiten. In Siebenbürgen werden die „Waschschäffer“ ebenfalls Holzgefäße, nicht übereinander sondern nebeneinander aufgestellt, und zwar in der Weise, daß das Schaff mit dem Stock etwas erhöht auf einem Holzgestell zu stehen kommt, das andere am Boden bleibt¹⁰⁰). Im Komitat Szabolcs, Ungarn, steht ein Waschschauff der gleichen Form in Verwendung, das die Füße aus Holz angefügt bekommt, bisweilen wird auch ein direktes Gestell aus drei oder vier Beinen zum Hochstellen des Waschfaßes angefertigt¹⁰¹). In Tirol ist das Waschschauff ein ovales Daubengefäß¹⁰²). Aus Akten der Herrschaft Poysbrunn, Feldsberg, Rabensburg und Nieder Absdorf (Niederösterreich) werden vor 150 Jahren sowohl Sechtelschaff als auch Sechtfuß erwähnt¹⁰³). Die Verwendung von Fässern mit dem Spundloch scheinen gut denselben Zweck erfüllt zu haben. Auch in den böhmischen Ländern gibt es „Sedelfässer“. Sie haben besondere Bedeutung in der Bleicherei der Leinenweber. (Vgl. Hinweis beim Arbeitsvorgang Sechtern.) Diese Fässer waren ein Teil der weiblichen Aussteuer. Sie werden als Laugebehälter, wie auch als Brühgerät verwendet¹⁰⁴). In der Schweiz werden die Holzgefäße Standen genannt.

Dem Waschschauff in Form und Material gleich ist „der Sechter“. Das ist ein kleines aus Dauben gefertigtes Schöpfgerät, das entweder

mit einer Handhabe, die ein gedrechseltes oder einfaches Holzstück (verlängerte Daube) sein kann, versehen ist. In den Wäschereien finden sich heute größtenteils schon Schöpfgefäße aus Metall, wohl in der ähnlichen Form und Größe, an einer langen Stange befestigt, in Verwendung. Genannt wird es der „Wasserschopfer“. Das Sechterl findet sich in Wien und Niederösterreich heute noch allgemein. Auch die alten niederösterreichischen Akten enthalten das Gerät¹⁰⁵). In Villgraten in Tirol wird der Sechter mit Beibehaltung seiner Bezeichnung auch zu anderen Verrichtungen in den landwirtschaftlichen Haushalten verwendet.

An Bezeichnungen für diese Holzgefäße sind uns überliefert: Bodding, Sechtelschaff, Sechtelzuber, Sechterl, Sechtaß, Stande, Kufe. Als Sammelbegriff werden diese Holzgefäße „Waschgeschirr“ genannt.

Die mechanische Reinigung, das Bürsteln und Rübeln wie auch das Klopfen geschieht auf einer flachen, waagrechten Unterlage. Im Linzer Wäschergebiet wird dieses Brett allgemein Bank genannt. Ihre genauere Bezeichnung erhält diese je nach der Beschäftigung und wird dann „Rüblbänk“ oder „Blederbänk“ genannt. Über seine Form ist nicht viel auszusagen. In ein dickes Brett sind runde Holzfüße, nach unten weiter auseinanderstehend, eingelassen, alles rein dem Zweck dienend. In alter Zeit stand dieses einfache Gerät außen an der Hauswand oder in der Bachhütte¹⁰⁶). Es gehörte zum feststehenden, bleibenden Inventar des Wäscherhauses. In Osttirol wird die Wäsche auf dem „Waschstuhl“ oder „Waschfleck“ (Brett) ausgeschlagen¹⁰⁷). Bretter werden auch hier einfach über den Bach gelegt. Bretter an Bächen, Teichen oder Seen, auch an Meeresküsten werden überall verwendet. Als besondere Konstruktion verweise ich nochmals auf das Waschbrett („lavadore“) in der venezianischen Tiefebene¹⁰⁸).

Die Wiener Wäschermädel wuschen nicht auf einem Tisch oder einer Bank, sondern breiteten die Wäschestücke auf die schiefen Wände eines Waschtroges aus¹⁰⁹). Dieser Trog ist aus Holzbrettern so gefügt, daß er nach oben breiter wird. An beiden Enden des Waschtroges läuft quer darüber ein etwa 10 Zentimeter breites Brettchen zum Auflegen von Bürste und Seife. Der Waschtrog steht bis zur Gegenwart in Wien, Niederösterreich und vielfach auch in den Stadthaushalten anderer Länder in Gebrauch.

Der Trog hat einst die „Multer, Mulder“, einen ausgehöhlten Halbstamm, abgelöst. Hergestellt wird sie durch Aushacken oder

Ausbrennen und in ähnlicher Form als Brunnentrog, Grand, wie Einbaumboot usw. verwendet. In waldreichen Gegenden behauptet sich diese bis heute. So blieb sie z. B. in Tirol bis heute noch das Gerät des bäuerlichen Haushaltes. Von besonderer Qualität ist sie, wenn sie aus Zirbenholz geschnitten wird. Besondere „Schüssel-, Multer- und Spulenmacher zogen im Sommer in die Hochalpenzone und erzeugten dort an Ort und Stelle in den Zirbelwäldern diese Geräte¹¹⁰).“

In Rumänien und Jugoslawien sah ich solche „Muldern“ beim Waschtag auch in deutschen, städtisch eingerichteten Haushalten in Verwendung stehen. Sie werden von Zigeunern geschnitten und zu billigen Preisen verkauft¹¹¹). Auch in der Leitmeritzer Gegend sind die Waschmulden aus dem Halbstück von Baumstämmen hergestellt worden; sie hatten im Sommer ihren Platz im Vorhaus. Oft wusch man aber auch im Hof. Nur im Winter oder bei sehr ungünstigem Wetter kamen sie in die Stube. In dieser Gegend wurde das Holz der Pappel bevorzugt¹¹²).

Das Klopfen der Wäsche besorgt man überall mit einem Gerät aus Holz. Der sogenannte Wäschebläuel hat weiteste Verbreitung gefunden. Das Wort kommt vom althochdeutschen: pliuwan, plou, pluwan, mittelhochdeutsch: bliuwen, blou, beluwen, und bedeutet schlagen, klopfen. Das Gerät, das Holz zum Ausschlagen der Wäsche heißt Bleu, Bleuel, Bloi, Bloiel, Bluiel, aus dem althochdeutschen pliuwil und dem mittelhochdeutschen bliuwil¹¹³). Um Linz heißt das Arbeitsgerät „Blederer“, im übrigen Oberösterreich „Wäschploi“, während die Wiener Wäschermädchen einen „Wäschpracker“ gebrauchten.

Als typisches Arbeitsgerät findet er in den Wäschereien noch bis zur Gegenwart Verwendung. An einem Stiel ist ein viereckiges Brettchen angebracht, gezierte Stücke konnte ich nirgends erfragen. In Wien waren auch runde, an einem Stiel befestigte Brettchen beliebt. Vom Wiener Musiker Strohmeier wird erzählt, er habe sich von seinem Wäschpracker, der die Form einer Violine gehabt haben soll, nie getrennt. Er stammte aus Wäscherkreisen. Für ihn wurde das Standeszeichen zum Amulett¹¹⁴).

In Deutschland sind die Bleuel als „Wäschehölzer“, „Wäsche-klopfer“ ebenso bekannt, wie allgemein verwendet worden. Man benützte sie überall am Wasser zum Ausschlagen des Schmutzes wie auch der restlichen Seife und Lauge. In den Hausbleichereien der

mährischen und oberösterreichischen Leinenwebereien war er ein wichtiges Gerät zur Behandlung des Leinens¹¹⁵⁾). Die Verwendung von Waschbrettchen reicht über die Slowakei, Ungarn, Siebenbürgen, Rumänien und den Balkan bis Dalmatien und über Ostdeutschland, Polen bis Rußland und auch in die westeuropäischen Gebiete. Im 18. und 19. Jahrhundert werden diese Wäschebretter zu beliebten Minnegaben. Dazu ziert man sie mit Kerbschnitzerei und bedeckt sie mit szenischen Darstellungen, auch Verlobungssinnbildern, Himmelszeichen, Motiven aus der Jägerei, dem „Fensterln“, Mädel beim Waschtrog, Holzknechtzeichen usw.¹¹⁶⁾). In Pommern, das besondere Vorliebe für reich gezierte Holzgeräte zeigt, werden z. B. auch Sinnbilder aus dem Seemannsleben aufgegriffen. Die Vertiefungen legt man häufig mit grünem oder rotem Wachs aus¹¹⁷⁾). In Ungarn kennt man auch Metalleinlagen¹¹⁸⁾). Am Querschnitt des Stielrandes werden fast immer Initialen und Jahreszeichen, auch Sechssterne und ähnliche Sinnbilder eingeschnitten¹¹⁹⁾). Die hier genannten Minnegaben sind Zierstücke. In Rußland sollen sie jedoch auch für den täglichen Gebrauch geziert worden sein. Auch dort war Kerbschnitt unter reichlicher Verwendung von Rosettenmustern beliebt¹²⁰⁾.

Zum Befestigen der Wäsche verwendet man verschiedene Kleingeräte. In der Linzer Umgebung wird die Wäsche mit einem „Speil“ an der Wäscheleine befestigt. Das Wort Speil kommt von der Art der Herstellung, von gespaltenem Holz¹²¹⁾). Verfertigt werden sie von alten Leuten, die mit diesen leichten Arbeiten eine Beschäftigung ohne Kraftanstrengung finden, der Ertrag ist allerdings im Vergleich zur Mühe nicht nennenswert (Abb. 7). Man verwendet dazu das Holz des Haselstrauches. Das „Astl“ muß zirka 15 Zentimeter lang sein. Wenn das Ende des Ästchens eine Gabel bildet, ist das Holz stärker, also wird der Speil widerstandsfähiger. Deshalb sind die Aststückchen besonders gesucht. Das Holz zur Herstellung wird jedoch auch nach anderen Gesichtspunkten ausgewählt. Sehr geeignet ist ein „starkes Holz“, das besonders gut auf einer „Stoaleit'n“ zur Entwicklung kommt. Auf kargem Boden sind die Wachstumsbedingungen schlecht, das Holz bringt daher, wenn es gut wächst, viele Eigenschaften, wie Zähigkeit, Festigkeit, die es später wertvoll machen, von Natur aus mit. Ungeeignet ist das Holz von Haselstauden, die an Bächen üppig gedeihen, denn sie haben ein „flüssiges Holz“, sind zu „weich“. Ist das richtige Holz gefunden, wird der Waldbesitzer um Erlaubnis gefragt, diese ausschneiden zu dürfen.

Die besten Monate für die Einschaffung des Holzes sind September und Oktober. Sommerholz ist unbrauchbar. Der Speilmacher begibt sich sodann mit einem „Baumsagerl“ in den Wald und sägt dort seine Ruten ab. Für gewöhnlich nimmt er sie mit einer Länge von zwei Metern. Zu Hause werden sie luftig, meistens auf Dachböden, gelagert. Den Winter über macht er die Klammer auch auf Vorrat. Diese werden zu 100 Stück gebunden und kosten heute S 15.—. Hergestellt werden sie in einem Schuppen oder in einem sonnigen Winkel sitzend. Man sägt von den langen Stangen etwa 15 Zentimeter lange Aststücke, die besonders tauglich erscheinen. Sodann wird der „Speil genagelt“, in der Weise, daß ein Nagel in das Astende eingeschlagen wird und der auf der anderen Seite herauschauende Stift umgebogen und in das Holz zurückgeschlagen wird. Nun wird das Astl gespalten und hernach „aufzwengt“, indem man ein kleines Holzstückchen einklemmt und die gespaltenen Holzteile mit diesem weitet. Nun beginnt das „Ausschneiden“ mit einem scharfen Taschenmesser. Wichtig ist dabei das „feine Putzen“ des Stückes. Um Wäscheleine und Wäsche zu schonen, darf der Speil gar keine scharfen Stellen aufweisen. Die letzte Arbeit am Speil ist das Abschälen der Bastschichte. Hier im südlichen Mühlviertel wird es in einem einfachen Streifenmuster getan, das die erforderliche Glätte auch außen bringt und das Stück ziert¹²²) (Abb. 8).

Die Wiener Wäscher verwendeten zum Befestigen der Wäsche sogenannte „Kluppen“. Ihre Bezeichnung von „klieben“, klemmen, kommend, bedeutet Zange, und gilt gleicherweise für Werkzeug zum Festhalten und Messen des Durchmessers von Bäumen¹²³). Der Art nach sind sie im wesentlichen den oberösterreichischen Speilen gleich, bestehen aber aus Holzbrettchen mit einem ausgeschnittenen Keil. Auch sie wurden vielfach in Heimarbeit erzeugt, als karge Beschäftigung für Leute aus Waldsiedlungen und wurden gewöhnlich durch Hausierer vertrieben¹²⁴).

Die modernen Befestigungsgeräte sind Holzzangen, die mit einer Drahtfeder in der Mitte in der Art einer Schere zusammengehalten sind. Diese werden maschinell serienweise erzeugt und als „Sturmkluppen“ auf den Markt gebracht.

Die Linzer Wäschereien, auch Großbetriebe, halten alle an den altüberlieferten „Speilen“ fest. Die Speil tragen die Wäschermädchen in einem Sack, einer Briefträgertasche ähnlich, aus weißem Leinen gefertigt, mit einem breiten Träger über die linke Schulter

gehängt. Der Sack wird Speilsack genannt; in Wien heißt derselbe Behälter gleichen Schnittes „Kluppensack“¹²⁵).

Die Wäscher um Linz verwenden einen bestimmten Wäschestrick, den sie „Moasn“ nennen. Diese Bezeichnung ist altüberliefert, doch vermochte ich auch in einer Seilerei über die Bedeutung der Bezeichnung nichts erfahren. Vermutlich wurde sie von den Wäschern geprägt und bedeutete der auf einen runden Ballen zusammengerollte Wäschestrick. Bei Fleischhauern findet sich dieselbe Bezeichnung für Hackfleisch, das in ein „Netzstück“ zu einem runden Ballen eingerollt ist¹²⁶.

Dieser Wäschestrick wurde für die Wäschereien auf deren Wunsch speziell hergestellt. Er wurde aus Hanf in Handarbeit gesponnen, und zwar in einer vierfädigen Schnur mit zirka 6 Millimeter Durchmesser. Obwohl nur billiges Material zur Erzeugung verwendet worden war, stellte man doch hohe Anforderungen an diese, da sie oft jahraus, jahrein im Freien hängen blieben. Man nimmt für die Wäschestricke eine Lebensdauer von drei bis vier Jahren an. Es war nötig, zur Herstellung den Hanf auf 40 Klafter zu spinnen, da er durch das Zusammendrehen etwas eingeht, so daß eine Länge von 30 Klaftern erhalten bleibt, das sind zirka 55 Meter. Heute werden die Stricke nicht mehr extra verlangt. Man bedient sich auch hier der maschinell hergestellten Wäsccheinlen. Das Gewerbe der Seiler, für Linz von alter Herkunft, zeigt stark rückläufigen Charakter, wo es noch als Handwerksbetrieb geführt wird. Auch die Seiler auf dem Lande müssen zusehen, mit einem Handelsbetrieb, der auch andere Verkaufsartikel zuläßt, ihre Erzeugnisse zu koppeln. So wurde beispielsweise auch der Seiler in Ried dazu gezwungen, mehr Händler als Seiler zu sein. Maschinell eingerichtete Betriebe¹²⁷) haben im Höchstfall einen gelernten Seiler eingestellt, während die Hauptarbeit von Frauen und Mädchen verrichtet wird. Die Arbeiter, die in einem solchen größeren Betrieb, der etwa 100 Arbeiter und Angestellte zählt, die Bezeichnung „Seiler“ führen, sind eigentlich Maschinenarbeiter. Hier hat sich eine ähnliche Wandlung, wie sie auch im Wäschergewerbe festzustellen ist, bereits vollzogen.

Für Linz sind im 19. Jahrhundert fünf Handbetriebe erwähnt. Mit dieser Zahl kommen sie den Handbetrieben, die in Wien die Wäschestricke erzeugten, gleich. Dort werden in den Randbezirken zur gleichen Zeit sechs Handbetriebe erwähnt. Eine spezielle Bezeichnung wird für das „Strickl“ nicht geprägt¹²⁸). Bis zur Gegen-

wart waren jedoch dort stärkere Stricke als in Oberösterreich beliebt. In niederösterreichischen Archiven werden „Leindln“ genannt. Der Ausdruck „Wäschleinl“ ist bis heute dort in Gebrauch¹²⁹⁾. Vom Schweizer Wäscheseil erfahren wir nur, daß es sehr lang ist¹³⁰⁾.

Die Wäschestricken in den Wäschereien werden auf kurze Entfernung zwischen „Leinlstecken“ gespannt, seltener zwischen Bäumen, da die Kronen derselben zu viel Schatten bilden. Diese Stangen sind feststehend, in den Boden eingerammt. Sie werden aus Jungföhren oder Fichten hergestellt. Die entsprechenden Bäume, nach Höhe und Stärke, bringen sich die Wäscher aus dem Wald mit nach Hause. Hernach werden sie „geputzt“. Darunter versteht man das Abschälen der Rinde und Abschneiden von Astfortsätze. Am unteren Ende werden sie zugespitzt. Bei ständiger Benützung halten sie zehn bis zwölf Jahre. Aus den oben angeführten Abbildungen des Historischen Museums in Wien läßt sich dort eine Parallelerscheinung feststellen. Stadthaushalte verwenden zur Unterstützung der schweren, mit nasser Wäsche behangenen Stricke, Holzstangen, die aus Weichholz geschnitten und am unteren Ende zugespitzt, an der oberen Spitze mit einem kleinen Einschnitt zur Aufnahme des Strickes versehen werden. Die Schweizer Wäscherrinnen stützten den im Freien gespannten Strick durch ein schief gestelltes „Bohnenstickelpaar“.

Die Arbeit des Wäscheseilspannens ist schwer, fällt aber in den Wäschereien nicht so häufig an, da die Stricke dauernd draußen bleiben. Diese Beschäftigung verrichten vielfach Männer. Mancherorts heißt es dagegen, daß ein Mädel nicht früher heiraten dürfe, ehe sie den Wäschestrick spannen könne¹³¹⁾. In der Schweiz heißt die Tätigkeit: „S' Sail ufmache“ und gilt auch dort als Männerarbeit.

DIE TRACHT

Die Wäscher und Wäscherrinnen der Umgebung von Linz kennen keine eigene Tracht, die sie von der Umgebung besonders unterscheiden würde. Der Umgang mit reiner, weißer Wäsche bringt es jedoch mit sich, daß für bestimmte Arbeitsverrichtungen helle, saubere Kleidung getragen wird. Aus der Arbeitskleidung entwickelt sich die Standeskleidung und wird schließlich auch bei festlichen Anlässen zu einem wesentlichen Teil der Festkleidung.

Die Arbeitstracht für Frauen ist durch eine weiße Schürze betont. Für gröbere Arbeiten, wie Bürsten und Rübeln wird ein Schurz aus ungebleichtem Leinen, heute jedoch oft durch eine derbe Gummischürze desselben Schnittes ersetzt, umgebunden. Für andere Arbeiten wie Aufhängen, Sortieren, Einspritzen und Bügeln sind weiße Trägerschürzen beliebt, die auch noch zum Lieferngehen in die Stadt umgebunden werden. Das Arbeitskleid unterliegt den gleichen Schwankungen und Wandlungen wie das bäuerliche Kleid. Bevorzugt werden heute wie früher solche aus Waschstoffen.

Die Arbeit im Freien und in der Nässe erfordert eine besonders gute Fußbekleidung. Im Winter trägt man auch heute noch die altüberlieferten Stiefel, deren Sohle aus Holz und das Oberteil aus Leder hergestellt wird. Diese schützen gegen Bodennässe und sind zugleich warm. Trotz Gummistiefel, die wasserabhaltend sind, hält man aus letztgenanntem Grund an der Holzsohle fest. Sie werden bei Schustern der Heimatorte auf Wunsch hergestellt. Ein kolorierter Wiener Stich von 1818/20¹³²) „die Waschweiber by J. Bermann v. Lanzedelly“ beschreibt die Arbeitskleidung in folgender Weise: Bei der Arbeit seien sie leicht geschürzt gewesen, die Arme bis zur Achselhöhle entblößt, barfuß oder in Schlapfen, mit Tüchern um das Haar gebunden.

In der Arbeitstracht für Männer ist teilweise der weiße Schurz bis heute für einzelne Verrichtungen erhalten geblieben. Dieser Schurz, im Volksmund „Hangerlschurz“, hat den üblichen Schnitt des viereckigen Fleckes, an den oberen Enden abgeschrägt durch Umbiegen der Ecken, mit Bändern um die Mitte und der Nackenschlinge. Diese Schürze, die sich aus dem urtrachtlichen Schurzfell entwickelte, ist als Zwischenform zwischen Hänge- und Wickeltracht anzusehen. Die weiße Farbe derselben weist wie der Schnitt auf die Urtracht hin (Leinen).

Diesen, wie den weißen „Schamper“ trugen die Wäscherknechte beim Aufhängen der Wäsche. Letzterer ist eine weiße Barchentjacke im Schnitt wie sie die Fleischhauer als Standeskleidung heute noch zu tragen pflegen. Es sind kurze Männerröcke, die bis zur Taille reichen und die Rückenpartie geteilt gearbeitet haben. Dieselbe weiße Männerjacke findet sich auf der oben erwähnten Darstellung „Ball auf der Hängstatt“ wieder. Hier heißt er „Janker, Spenser“. Dieser Spenser war ursprünglich ein Männerkleidungsstück in England, eine Art Rock ohne Schoß. Der britische Staatsmann Georg

John Spencer 1758 — 1834 zerriß sich bei einer Jagd seinen Rock. Da er die Jagd fortsetzen wollte, ließ er auch das andere Schößel abtrennen. Dieses Wiener „Schbenserl“ ist auch ein Leibchen ohne Schößel, es schloß wie der Schamper in der Taille anliegend ab. Verfertigt wurde es allgemein aus Tuch, Barchent, Zwilch und Leinen. Noch um 1850 sind in Wien Spenser getragen worden, in den unteren Schichten als alleiniges Oberkleid¹³³).

Der Wiener Wäscher, der erwähnten Darstellung, ist außerdem noch mit einem blauen Schurz und Schlapfen und einer weißen Hose bekleidet.

Zum Lieferngehen kleidete man sich in saubere Alltagstracht. Noch vor zwei Generationen ergab sich hier ein gefestigteres Bild. Man unterschied zwischen Arbeitskleidung, Alltagstracht, die zum Lieferngehen angetan wurde, und Festtracht. Die Alltagstracht für Frauen wurde aus ortsüblichen Mühlviertler Blaudrucken gefertigt. Es war der Stolz jeder Wäscherin, ein besonders sauberes, gestärktes und geglättetes Kleid zu besitzen. Die dazugehörige blaue Schürze war weit, gezogen und mit breiten langen Schürzenbändern versehen. In diesen Staate waren sie besonders heikel und „haben sich“, wie bereits erwähnt, „net amol niederg'sitzt“. Die Kopfbedeckung, entsprechend der allgemeinen Kopftracht, bestand aus einem Kattunkopftuch. Heute heißt man es noch „Kortonatuch“, meist waren sie schwarz mit blauem Blumenrand und rundum „eingeriedelt“. Manche Wäscherinnen erzählen, daß sie zum Lieferngehen auch Seidenkopftücher umgebunden hätten, nur seien sie weniger „stehend“ gebunden worden.

Die Wiener „Wäscherinn“ von 1775¹³⁴) ist mit weißer Schürze, rotgestreiftem Spenser und dunkelbraunem Rock abgebildet. Dazu trägt sie weiße Strümpfe, schwarze Schnallenschuhe und ein weißes Häubchen. Dargestellt ist sie mit einem Korb am Rücken, also beim Lieferngehen. Ein unsigniertes Gemälde um 1805 „Wiener Wäscher-mädel“, im Historischen Museum in Wien befindlich, stellt die Wäschermädel beim Lieferngehen in einem blauen Rock, roter Bluse und einem für ihren Stand charakteristischen weißen Kopftuch dar. Beschrieben werden sie beim Lieferngehen mit einem weitgespreitztem, kurzem Rock, Miniaturschürzchen mit flatternden Bändern und engem Spenser mit kurzen Ärmeln. Auf dem Kopf trugen sie ein getupftes Tuch, so um den Hinterkopf geschlagen, daß die Haare frei sind¹³⁵).